Nr. 281. Sonntag, 1. Dezember 1895

Erscheint täglich mit Ausnahme der Montage und Feiertage.
Abonnementspreis für Danzig monatl. 30 Pf. (täglich frei ins Haus), in den Abholestellen und der Expedition abgeholt 20 Pf.
Vierteljährlich 90 Pf. frei ins Haus, 60 Pf. bei Abholung.
Durch alle Postanstalten ,00 Mk. pro Quartal, mit Briefträgerbestellgeld 1 Mk. 40 Pf.
Sprechstunden der Redaktion 11—12 Uhr Vorm.
Hintergasse Nr. 14, 1 Tr.
XIV. Jahrgang.

Danziger Courier.

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.
Organ für Jedermann aus dem Volke.

Inseraten-Annahme Vorstädtischer Graben 60 und Ketterhagergasse Nr. 4.
Die Expedition ist zur Annahme von Inseraten Vormittags von 8 bis Nachmittags 7 Uhr geöffnet.
Auswärt. Annoncen-Agenturen in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Stettin, Leipzig, Dresden N. ꝛc.
Rudolf Mosse, Haasenstein und Vogler, R. Steiner, G. L. Daube & Co. Emil Kreidner.
Inseratenpr. für 1spaltige Zeile 20 Pfg. Bei größeren Aufträgen u. Wiederholung Rabatt.

Zur Volkszählung,

die morgen stattfindet, erhalten wir noch folgende höchst sach- und zeitgemäße Zuschrift eines Mitbürgers, von der wir hoffen, daß sie ihren Zweck nicht verfehlt:

Von der Nothwendigkeit einer Volkszählung, wie sie alle 5 Jahre im deutschen Reich stattfindet, ist wohl jedermann ebenso voll überzeugt, wie von der Wichtigkeit und dem Nutzen derselben. Die bei solcher Gelegenheit immer noch herrschende Furcht, zu neuen oder erhöhten Steuern herangezogen zu werden, hat sich deshalb auch auf einen ganz geringen Theil der Bevölkerung reducirt, und auch hier wird sie bei vernünftiger Belehrung einer correcten Ausführung der Zählung kaum hindernd in den Weg treten.

Mehr aber wie dieser Umstand thut es bei einem nicht geringen Theil unserer Mitbürger, und zwar vorwiegend solcher, die auf Bildung und darum auch auf höfliches Entgegenkommen bei anderen Gelegenheiten stets das größte Anrecht zu haben glauben, die zur Gewohnheit gewordene Unhöflichkeit. Oder ist es vielleicht nicht geradezu eine beleidigende Grobheit, wenn ein Zähler, der sich anmeldet und in bescheidener Weise seine Zählpapiere abgiebt oder abholt, draußen im Hausflur stehen gelassen wird und ihm durch das Dienstpersonal Bemerkungen wie: „will jetzt nicht gestört sein, 'r kann zu anderer Zeit kommen" übermittelt werden? Oft dringen im Anschluß daran auch noch heftige Schimpfworte über Ruhestörung und dergleichen Sachen durch die Thürspalte zu dem Draußenstehenden. Sind dazu die Papiere nun noch nicht einmal ordnungsmäßig ausgefüllt, was bei solchen Herrschaften meistens der Fall ist, da ja Sachen der Art nur mit der größten Flüchtigkeit behandelt werden, so hat der Zähler das Vergnügen, auf dem Fensterbrett des Flurs die nöthigen Ergänzungen oder Verbesserungen vorzunehmen, nachdem er durch das Dienstmädchen die oder den Gnädigen um die fehlenden Angaben hat ersuchen lassen.

Solche Erfahrungen sind gewiß nicht geeignet, einen Zähler mit Lust und Liebe für sein ohnehin schon mühsames Ehrenamt zu erfüllen, und wer es einmal ähnlich so angetroffen hat, bedankt sich ein andermal schönstens für solche Ehre. So wird es denn manchem Mitgliede der Zählercommission nicht leicht, die nöthige Anzahl von Zählern für seinen Bezirk zu gewinnen, da Ablehnungen aus den oben angeführten Gründen durchaus nicht vereinzelt dastehen.

Möchten darum unsere Mitbürger, ob Hoch, ob Niedrig, sich bei der bevorstehenden Volkszählung bewußt zeigen, daß nicht allein die Zähler, sondern auch jeder einzelne selbst als Bürger des Staates, in dessen alleinigem Interesse die Zählung geschieht, von diesem ein Ehrenamt zu übernehmen und gut zu verwalten hat, nämlich das, den Zähler höflich und entgegenkommend zu behandeln und seine eigenen Zählpapiere nach Möglichkeit richtig auszufüllen. Wenn zu dem letzteren auch schon die Behörden immer wieder durch öffentliche Bekanntmachungen auffordern müssen, um wenigstens bei einzelnen diese kleine und einfache Hilfeleistung zu erzielen, so müßte sich doch das erstere bei jedem anständigen deutschen Bürger eigentlich von selbst verstehen. Es würde dann gewiß nicht an Männern fehlen, welche weder die geringen Opfer an Zeit und Kraft scheuten, noch jenen Mangel an Gemeinsinn zeigten, um nicht gerne bei der Volkszählung mitzuarbeiten. W.

Delbrück über die Bekämpfung der Socialdemokratie.

Professor Delbrück schreibt im Dezemberheft der „Preuß. Jahrb." in seiner politischen Correspondenz über die Behandlung der Socialdemokratie:

„Wir geben zu, daß die heutige Politik der Regierung, durch äußerste Anspannung der administrativen Mittel mit Beihilfe der Gerichte die Socialdemokratie zu bändigen, den Erfolg hat, der revolutionären Parteipresse und Agitation eine ganz ungewöhnliche Mäßigung aufzuerlegen. Die socialdemokratischen Zeitungen sind, wie man so sagt, zahm geworden, Volksversammlungen finden gar nicht mehr viele statt, und es ist möglich, daß Herr v. Köller auf diesen seinen Erfolg stolz ist. Was ist nun aber damit erreicht? Die Aufgabe der Regierung ist doch nicht, die Socialdemokratie zu anständigem Betragen zu erziehen, sondern sie zu unterdrücken, oder, wenn das nicht möglich ist, sie wenigstens einzuschränken, oder, wenn das nicht möglich ist, wenigstens die weitere Ausbreitung zu verhindern. Ist irgend ein Anzeichen vorhanden, oder kann irgendwie vernünftiger Weise erwartet werden, daß dies das endliche Ergebniß der heutigen Politik sein wird? Keineswegs; vielmehr spricht die Erfahrung der letzten Zeit deutlich dagegen. An Stelle der früheren Feindschaft beginnt in weiten Kreisen des besten Bürgerthums sich jetzt geradezu Sympathie für die Socialdemokratie zu regen. Man sehe auf die Verurtheilung des Abgeordneten Liebknecht. Als die erste Nachricht kam, daß Herr Liebknecht wegen einer Majestätsbeleidigung belangt werden sollte, da wird sich noch bei vielen das Gefühl geregt haben: nun, da kann ihm vielleicht noch die Scene bei der Reichstagseröffnung heimgezahlt werden. Ganz recht, daß er sich nun bei passender Gelegenheit eine Blöße gegeben hat. Nun ist Herr Liebknecht zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt. Was geschieht? Plötzlich ist die Stimmung umgeschlagen; mit einem Mal ist der Redacteur **des „Vorw." der 70jährige Mann, der auf** Grund einer sehr anfechtbaren Rechtsdeduction in den Kerker muß."

Weiter tritt die Correspondenz für die Gewährung des Organisationsrechts der Arbeiter in Gewerkvereinen ein und zeigt, wie viel auch unter den heutigen Umständen ein energischer Minister des Innern, der den Zorn König Stumms nicht scheut, für die Beruhigung der Arbeiterwelt thun könnte. „Ich sage ausdrücklich „Beruhigung", obgleich ich sehr wohl weiß, daß im ersten Augenblick nach der Lösung der Fesseln im Gegentheil eine gewisse Unruhe in der Arbeiterwelt entstehen würde. Aber das ist es, was ich unserer jetzigen Staatsleitung zum Vorwurf mache, daß sie nur das Nächstliegende sieht. Die wahren Folgen eines bedeutenden politischen Actes sind aber nicht die nächstliegenden, sondern die ferneren und dauernden. Ob man auf jene oder auf diese sieht, das ist der Unterschied zwischen dem Polizeimann und dem Staatsmann. Die heutige Behandlung der Socialdemokratie ist eine bloße polizeiliche; was wir brauchen, ist eine staatsmännische. Nicht durch kleine äußere Einschränkungen und Angriffe ist eine Partei mit 1¾ Millionen Wählern dauernd zu bekämpfen, sondern nur, indem man Mittel findet, sie von innen heraus aufzulösen. Ich sehe keinen anderen Weg der inneren Auflösung, als daß man die heutige unheilvolle Verquickung, daß dem Arbeiterstande als solchem die Socialdemokratie als Vertreter seiner Interessen gilt, aufhebt. Das kann nur geschehen, indem man den Arbeitern die Bildung einer anderen Vertretung erlaubt, und diese Vertretung können nur die Gewerkvereine sein. — — — Nach dem, wie sich Herr v. Köller bisher gezeigt hat, könnte es wie Spott klingen, aber es ist doch völlig richtig: wenn Herr v. Köller sich entschließen könnte, heute auf diesem Gebiete ein befreiendes Wort zu sprechen, so würde auch seine bisherige polizeiliche Thätigkeit sofort in ein anderes Licht rücken. Gerade er, der sich darauf berufen kann, von jedem Verdacht liberaler oder philosocialistischer Anwandlungen gesichert zu sein, könnte dem Arbeiterstande die von der Gerechtigkeit geforderte Concession sehr gut machen."

Das können wir nun freilich von Herrn von Köller nicht erwarten.

Die Hamburger „Reichstreuen" gegen das allgemeine Wahlrecht.

Zur allgemeinen Ueberraschung, kann man wohl sagen, hat der Reichswahlverein in Hamburg ohne jeden außerordentlichen Anlaß einen Ansturm gegen das allgemeine Wahlrecht in Scene gesetzt. Hamburg ist im Reichstage seit einer Reihe von Legislaturperioden ausschließlich oder zum größeren Theil durch Socialdemokraten vertreten, und zwar, wie aus den jüngst gehaltenen Reden sich ergiebt, nach Ansicht der Gegner des Reichstagswahlrechts deshalb, weil das Gesetz „halbreifen Burschen und umherziehendem Volk" das gleiche Wahlrecht gewährt, wie dem Hamburgischen „Bürgerthum". Der Hauptredner hat sogar den Versuch gemacht, den ziffermäßigen Nachweis zu führen, daß der Sieg der Socialdemokraten nicht die Schuld der „reichstreuen Wähler" sei. Von den 163 476 eingetragenen Wählern haben 1893 119 485, also 73 Proc. gestimmt, davon 70 684 oder 60 Proc. für den Socialdemokraten, 48 801 oder 40 Proc. für den bürgerlichen Candidaten. Zieht man von den 27 Proc., die nicht gewählt haben, 10—15 Proc. als Kranke, Abwesende u. s. w. ab, so ergebe sich, daß die übrigen 17 Proc. das Ergebniß nicht hätten verhindern können, auch wenn sie sämmtlich für den bürgerlichen Candidaten gestimmt hätten. Es erübrigt sich, auf die Wahlstatistik näher einzugehen, denn schon aus diesen Ziffern ist zu ersehen, daß der Sieg der Socialdemokraten auf ganz andere Gründe zurückzuführen ist, als auf das Wahlrecht „halbreifer Burschen und umherziehenden Volks". Die Forderung einer Erhöhung der Altersgrenze für die Ausübung des activen Wahlrechts und einer längeren Seßhaftigkeit im Wahlkreise beruht lediglich auf der unbewiesenen Behauptung, daß die Socialdemokratie sich aus jungen, in's wahlberechtigte Alter hineingewachsenen Leuten und durch Zuzug von auswärts rekrutire, während die reiferen Arbeiter sich wieder von der Partei abwenden.

Die Leiter der Versammlung haben die Schwächen dieser Argumentation auch selbst gefühlt, indem sie in der Petition an den Reichskanzler anheimgeben, das gewollte Ziel auch auf anderem Wege („oder sonst") zu erstreben. Veranstaltet war die Versammlung vom 26. d. durch den „Reichstagswahlverein von 1884", der, wie der Vorsitzende den Ausführungen eines Redners gegenüber bemerkte, „nicht die nationalliberale Partei von Hamburg darstellt", sondern dazu bestimmt ist, „alle reichstreuen Wähler der verschiedensten staatserhaltenden Parteien zu einmüthigem Handeln bei den Reichstagswahlen zusammenzufassen". Die Freisinnigen und die neuerdings besonders organisirten Antisemiten gehören dem Wahlverein nicht an. Die Freisinnigen haben sich aber wiederholt zu einem Wahlbündniß ad hoc auf Grund einer Vertheilung der Wahlcandidaten bereitfinden lassen. Ein Redner, der der nationalliberalen Partei angehörige Herr Dr. Münsterberg, nahm daran Anstoß, daß die nationalliberalen Hamburger ohne Fühlung mit der Partei vorgingen; er wies ferner darauf hin, daß die Arbeiter der Socialdemokratie zuströmten, weil sie glaubten, durch die Abgeordneten der besitzenden Klassen in ihren Interessen nicht genügend vertreten zu werden. **Herr Dr. Münsterberg, der sich von dem Vorgehen schon mit Rücksicht auf die Macht des** Centrums im Reichstage gar nichts versprach, schloß denn auch mit der Bemerkung, es würde sicherlich gut sein, wenn auch der Wahlverein, wie namentlich die socialdemokratische Partei, durch Versammlungen und Vorträge ihren Mitgliedern mehr Anregung im politischen Leben böte, als in der letzten Zeit geschehen sei.

Das Anerbieten des Kampfes gegen die Socialdemokratie unter der Voraussetzung einer Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts kann bei den dortigen Verhältnissen nur ein Schlag in's Wasser sein. Uebrigens machen ja selbst die „Hamb. Nachr." darauf aufmerksam, daß es für den Kampf gegen die Socialdemokratie auf ein paar Mandate mehr oder weniger nicht ankomme und wiederholen ihr ceterum censeo, daß zunächst ein Specialgesetz gegen die Socialdemokratie von Nöthen sei, welches freilich vorläufig ebenso möglich oder unmöglich ist, als eine Abänderung des Reichstagswahlgesetzes.

Politische Tagesschau.

Danzig, 30. November.

Die Schließung socialdemokratischer Vereine. Nach der Meldung der Berliner Abendzeitungen haben die Haussuchungen, welche vor einigen Tagen in der Redaction des „Vorwärts" und bei zahlreichen Führern der socialdemokratischen Partei stattgehabt, das Material ergeben, auf Grund dessen gestern die Schließung der socialdemokratischen Wahlvereine erfolgt sein soll. Ist das richtig, so wird der Vorgang auch für andere Parteien von Bedeutung sein. Die Schließung der socialdemokratischen Wahlvereine wird also begründet mit dem § 8 des preußischen Vereinsgesetzes, wonach politische Vereine nicht mit anderen gleicher Art zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung treten dürfen, insbesondere nicht durch Comités, Ausschüsse, Centralorgane und ähnliche Einrichtungen oder durch gegenseitigen Schriftenwechsel. Werden diese Vorschriften überschritten, so ist die Ortspolizeibehörde berechtigt, den Verein bis zur ergehenden richterlichen Entscheidung zu schließen. Ueber die Interpretation dieser Bestimmung besteht kein Zweifel, soweit es sich um ständige politische Vereine handelt. Thatsächlich aber haben fast alle Parteien die einschränkende Vorschrift dadurch umgangen, daß sie sich nicht als politische Vereine, sondern als Wahlvereine ohne Beschränkung der Angehörigkeit auf einen Ort constituirt und allen gleichgesinnten Mitgliedern im ganzen Reich den Beitritt zu einem Wahlverein gestattet haben, dessen Sitz in den meisten Fällen Berlin ist. Es giebt dann nicht verschiedene politische Vereine, die mit einander in Verbindung treten, sondern einen einzigen Verein, der abwechselnd an dem einen oder anderen Ort seine Versammlungen abhält. Die gesetzliche Grundlage für diese Vereinsbildung ist nicht das preußische Vereinsgesetz, sondern der Artikel 17 des Reichswahlgesetzes, wonach die Wahlberechtigten das Recht haben, zum Betriebe der den Reichstag betreffenden Wahlangelegenheiten Vereine zu bilden und Versammlungen zu veranstalten.

Einer der hervorragendsten dieser Wahlvereine ist bekanntlich der — Bund der Landwirthe, dessen politischer Charakter schon dadurch bezeichnet ist, daß er den Zweck hat, die Wahl von Abgeordneten zur Vertretung der Interessen der Landwirthschaft zu fördern. Daß Discussionen über einschlägige Fragen, wie Antrag Kanitz, Bimetallismus, den Verein zu einem politischen stempeln, ist durch gerichtliche Entscheidung festgestellt, durch welche Mitglieder eines pommerschen landwirthschaftlichen Vereins in Strafe genommen worden sind, weil in einer Versammlung des Vereins über gesetzgeberische Fragen discutirt worden ist.

* * *

Graf Taaffe †. Der frühere Ministerpräsident von Oesterreich, Graf Taaffe, ist gestern Vormittag 10½ Uhr in Ellischau seinen schweren Leiden erlegen. Eduard Graf Taaffe stammt aus einem alten irischen Geschlecht, wurde am 24. Februar 1833 in Prag geboren und gemeinsam mit dem heutigen Kaiser erzogen. Der Graf durchlief sehr schnell die Beamtenlaufbahn und wurde schon 1867, kaum 34 Jahre alt, Minister des Innern, nachdem er bereits seit 1865 parlamentarisch thätig gewesen war. In den nächsten Jahren hat Graf Taaffe wiederholt die verschiedensten Ministerien verwaltet und ist auch schon von 1869 bis 1870 Ministerpräsident gewesen. Von einschneidender Bedeutung für sein Vaterland wurde aber sein Wirken erst, nachdem er am 12. August 1879 Ministerpräsident geworden war und als das Ziel seiner Politik die „Versöhnung der Nationalitäten" bezeichnet hatte. Was er unter dieser Versöhnung verstanden hat, ist in der langen Zeit seines Regiments genügend klar geworden: er hat den Slaven und Clericalen auf Kosten der Deutschen und Liberalen Zugeständnisse gemacht, die die Einen erbitterten und die Begehrlichkeit der Anderen immer mehr und mehr steigerten. In dieser Weise hat er länger als ein Jahrzehnt „fortgewurstelt", bis sein System endlich in die Brüche ging. Nunmehr versuchte er sich durch ein Wahlreformproject wieder populär zu machen, das u. a. auch den Arbeitern eine leidliche Vertretung im Parlament gesichert hätte. Dadurch brachte er aber seine bisherigen Freunde gegen sich auf und von allen verlassen, war ihm das „Fortwursteln" unmöglich geworden, so daß er am 12. November 1893 seinen Abschied nahm und sich in das Privatleben zurückzog. Graf Taaffe war persönlich ein liebenswürdiger Mensch und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe, aber als Politiker war er ohne **weiten Blick und hervorragende Fähigkeiten.**

In der gestrigen Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses wies am Schlusse der Präsident Chlumecky auf die Nachricht von seinem Ableben hin und erklärte, das ganze Haus habe ihm die innigste und wärmste Theilnahme bewahrt. Das Präsidium beabsichtige, sich an der Leichenfeier zu betheiligen, um den Gefühlen der Mitglieder des Hauses entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Die für Montag beabsichtigt gewesene Sitzung wurde daher auf Dienstag anberaumt.

Deutsches Reich.

Berlin, 30. November.

Im Reichstagsgebäude ist am Donnerstag eine nicht gefahrlos gewesene Arbeit vollendet worden. Es handelte sich um die Anbringung des gewaltigen, im altdeutschen Stile gehaltenen **Kronleuchters,** der bestimmt ist, die Rotunde der Wandelhalle zu erhellen. Der Kronleuchter ruhte auf einem Gerüst, das die ganze Rotunde einnahm. Auf der Kuppel, welche die Rotunde überdacht, war ein zweites Gerüst angebracht, das einen eisernen Krahn umschloß. Mit Hilfe dieses Krahnes wurde die 18 000 Pfund betragende Last des Kronleuchters emporgewunden. Die Ursache, diese schwierige Arbeit noch einmal zu unternehmen, lag darin, daß, nachdem der Riesenkronleuchter unter der Glasbedachung der Kuppel angebracht war, es sich ergab, daß er, um grandioser zu wirken, niedriger hängen müsse. Hierzu war aber eine Veränderung der Mittelachse nothwendig, und so mußte das schwierige Stück Arbeit noch einmal unternommen werden. Man hat hierzu die Ferienzeit benutzt.

Deutsche Gewerkvereine. Der Handelsminister Frhr. v. Berlepsch empfing gestern im Beisein des Unterstaatssecretärs Lohmann die Deputation des Centralraths des Verbandes der deutschen Gewerkvereine, bestehend aus dem Verbandsanwalt Dr. Max Hirsch, den Centralraths-Mitgliedern Kamin (Maschinenbauer), Schultz (Klempner), Winter (Schuhmacher) und Hanff (Kaufmann). Nach der Begrüßung ergriff **Dr. Hirsch** das Wort:

Redner begründet eingehend den dringenden Wunsch der Gesammtorganisation, daß endlich das seit fünf Jahren immer von neuem beantragte Gesetz, betreffend die eingetragenen Berufsvereine, wodurch auch die Gewerkvereine die staatliche Anerkennung und den Schutz ihrer Einrichtungen und ihres Vermögens erlangen würden, von der preußischen Regierung gefördert werden möge. Der Minister selbst habe in der letzten Reichstagssession erklärt, daß der kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 bezüglich der Arbeitervertretung noch nicht ausgeführt sei, und als einzigen Grund der Verzögerung die Besorgniß bezeichnet, daß durch das verheißene Gesetz die Machtmittel der socialdemokratischen Agitation verstärkt werden würden. Nach der Ueberzeugung sämmtlicher Gewerkvereine treffe aber gerade das Gegentheil zu: nicht die Gewährung, sondern die Verweigerung der Rechtsfähigkeit für Arbeitervereine, während dieselbe doch den Vereinigungen der Besitzenden und Arbeitgeber längst mit vollen Händen ertheilt sei, werde die große Masse der Arbeiter mehr und mehr der extremen Partei zutreiben. Zu den wahrhaft staatserhaltenden Elementen gehörten die deutschen Gewerkvereine, die seit 27 Jahren reformatorisch für die materielle, ideelle Verbesserung der Lage der Arbeiter eingetreten seien. Dafür verlangten sie nicht Vortheile und Privilegien, wohl aber Gleichberechtigung, und sie rechneten bei diesem Streben auf die thatkräftige Unterstützung des Ministers.

In seiner Erwiderung erklärte sich Freiherr **v. Berlepsch** mit der ethischen Begründung des Sprechers sofort einverstanden, richtete aber einige Fragen an die Deputation, inwiefern speciell die Vermögensfähigkeit für die Gewerkvereine erforderlich sei und ob nicht eventuell hierin durch behördliche Verleihung von Corporationsrechten geholfen werden könnte.

Nachdem diese Fragen von den Deputirten Winter, Kamin und Dr. Hirsch dahin beantwortet worden waren, daß die deutschen Gewerkvereine aus den Arbeiterbeiträgen Vermögensbestände von Hunderttausenden angesammelt hätten, deren nutzbringende Verwendung ohne das beantragte Gesetz äußerst beschränkt sei, ja deren Sicherheit, wie die Erfahrung bewiesen, im höchsten Grade gefährdet sei, und daß andererseits alle Versuche zur Erlangung des Corporationsrechtes gescheitert seien, bekundete der Minister in längeren Ausführungen sein persönliches Einverständniß auch in diesem Hauptpunkte und überhaupt sein Wohlwollen für den vorgetragenen wichtigen Antrag. Die Deputirten schieden sehr befriedigt durch die sympathische, durchaus zustimmende Aussprache des Ministers.

Antrag Barth-Rickert. Auch die württembergische Regierung hat sich bereit erklärt, eine Sicherung des Wahlgeheimnisses bei den Landtagswahlen, wie sie in dem vom Reichstag angenommenen Antrag Barth-Rickert enthalten ist, in Württemberg einzuführen.

Seemannsordnung. Das Reichsamt des Innern ist an die Ausarbeitung einer neuen Seemannsordnung herangetreten. Die erste Lesung der Commission ist abgeschlossen. Nur über das Institut der Heuerbase werden noch von den an der Seeschiffahrt interessirten Regierungen weitere Informationen eingeholt werden, bevor in die zweite Lesung eingetreten wird, was Ende Januar oder Anfang Februar möglich sein dürfte. Die Ergebnisse der Berathungen werden dann die Grundlage für die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs bieten, der indeß in der laufenden Session dem Reichstage nicht mehr zugehen wird.

Die grauen Mäntel der Offiziere und Mannschaften sollen, wie der „Lok.-Anz." erfährt, nicht weiter beschafft werden, man will zu dem alten bewährten Manteltuch zurückkehren.

Majestätsbeleidigungen. Die von der Staatsanwaltschaft gegen den Redacteur **Kunert** erhobene Anklage wegen **Majestätsbeleidigung** ist vom **Landgericht abgelehnt** worden. Es handelt sich dabei um die Notiz im „Vorwärts" mit der Spitzmarke „Gnade wem Gnade gebührt", wegen welcher s. Z. die betreffende Nummer confiscirt wurde.

— Auch das Landgericht in **Kiel** hat die wegen **Majestätsbeleidignng** erhobene Anklage gegen den socialdemokratischen Redacteur **Ströbel** abgelehnt.

— Der socialdemokratische „Vorwärts" berichtet, daß ein gerichtliches **Verfahren gegen Auer und Genossen** eingeleitet und dieselben bereits gestern vorgeladen worden seien. Bei Singer wurde gestern eine zweite Haussuchung abgehalten, welche über $1^1/_2$ Stunden dauerte; es wurden verschiedene im Besitze Singers befindliche Schriftstücke confiscirt.

Das Urtheil gegen Liebknecht. Das Urtheil der Breslauer Strafkammer in dem Majestätsbeleidigungsprozeß gegen den socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Liebknecht ist demselben nunmehr zugestellt worden. Der „Vorwärts" druckt das Urtheil wörtlich ab. Wir entnehmen daraus nur einige charakteristische Stellen. So heißt es:

„Der Gerichtshof hält sich für überzeugt, daß die Worte des Angeklagten eine Gegenkundgebung gegen die kaiserlichen Worte sein sollten."

„Wenn er auch bestrebt gewesen sein mag, seine Worte so zu wählen, daß eine Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung ausgeschlossen erschien, so hat er doch bei den Hörern seiner Rede den Eindruck hervorrufen wollen und hat ihn thatsächlich hervorgerufen, daß er sich gegen die der Parteileitung feindliche Kundgebung des deutschen Kaisers wende."

„Es liegt klar auf der Hand, daß die Behauptung, der Kaiser habe auf eine Partei — —, objectiv eine schwere Beleidigung desselben, eine die Geringschätzung, die Mißachtung des Kaisers zum Ausdruck bringende Kundgebung ist, um so mehr, als, wenn es schon beleidigend ist, daß dem Kaiser die Begehung einer Beleidigung vorgeworfen ist, in concreto noch die Niedrigkeit, die Gemeinheit dieser Beleidigung durch den Ausdruck „—" besonders gekennzeichnet ist."

Hiernach ist also jede Gegenkundgebung gegen kaiserliche Worte eine Majestätsbeleidigung.

Auch ein Vertrauensvotum! Das Stöcker'sche „Volk" druckt aus der „Hannoverschen Post" eine Notiz ab, nach der in Lüneburg, wo Stöcker die Tochter des Regierungspräsidenten v. Calmar traute, eine Dame nachher von Stöcker geäußert haben soll: „Ein solches Gesicht, ein solches Auge kann nicht lügen!"

England.

Glasgow, 30. Novbr. Die **Conferenz** zwischen Arbeitgebern und Arbeitern behufs **Beilegung des Schiffsbauerstreiks** ist zu Stande gekommen.

Danziger Lokal-Zeitung.

Danzig, 30. November.

* **Prinz Friedrich Leopold in Danzig.** Gegen 4 Uhr Nachmittag kehrte gestern der Prinz von der Remontebesichtigung in der Husarenkaserne nach dem Hotel du Nord zurück. Um 6 Uhr nahm das Festmahl, das der hohe Gast dem Offiziercorps des Husaren-Regiments gab, seinen Anfang. An der aufs herrlichste geschmückten Tafel hatte der Prinz zwischen dem Regiments-Commandeur Herrn Oberstlieutenant Mackensen und dem Herrn Major v. Schmidt Platz genommen. Sr. königlichen Hoheit gegenüber saß der Hofmarschall Herr Generalmajor v. Nickisch-Rosenegk; im ganzen zählte die Tafel 35 Theilnehmer. Die Tafelmusik stellte die Kapelle des ersten Leibhusaren-Regiments. Das Menü war in folgender Weise zusammengestellt:

Natives Austern; Mosel Mousseux. — Klare Bouillon; La Torre Sherry. — Bachforelle blau; Stephansberger Auslese. — Rehrücken garnirt. — Hummer en bellevue; 1865er Schloß Vollradser (deutscher Kaiserwein). — Punsch romain. — Getrüffelte Poularde; Compot Salat. — Stangenspargel, Artischoken; 1874er Rauzan Segla. — Frucht-Eis. — Käsestangen. — Früchte; Tokayer Auslese. — Mocca.

Um 8 Uhr war das Festmahl, bei dem nur zwanglose kameradschaftliche Unterhaltung gepflegt und kein Toast ausgebracht wurde, beendet. Die Festgäste begaben sich in den unteren Speisesaal, wo sie noch einige Zeit mit dem hohen Gastgeber zusammen verweilten.

Heute Vormittag fuhr der Prinz wiederum mit Begleitung des Herrn Premierlieutenant v. Brandt und der Herren seines Gefolges in geschlossenem Wagen nach der Husarenkaserne in Langfuhr, wo der Prinz in der dortigen Doppelreitbahn den Reitübungen der in Langfuhr stationirten Schwadronen beiwohnte. Nach Beendigung der Besichtigung begab sich der Prinz in einem Gefährt des Husarenoffiziercorps nach Oliva, wo er das dortige Kloster und die Kirche in Augenschein nahm. Erst gegen 1 Uhr kehrte der königl. Gast wieder nach Danzig zurück, nahm im Hotel du Nord das Frühstück ein und fuhr gegen 2 Uhr mit einer Pinasse nach der Schichau'schen Werft, um diese, sowie die im Bau begriffenen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Zwischen 3 und 4 Uhr beabsichtigte der Prinz die Kunstsammlungen des Herrn Kaufmann Gieldczinski zu besichtigen. Um $5^1/_2$ Uhr nimmt das Diner, das der Prinz den Spitzen der Behörden giebt, seinen Anfang. Während die gestrige Festtafel in Hufeisenform aufgestellt war, befindet sich heute wiederum im prächtig geschmückten Apollosaale des Hotel du Nord nur eine Längstafel von 25 Gedecken. Die Tafel ist durch prunkende Tafelaufsätze und herrlichen Blumenschmuck sehr geschmackvoll decorirt. Die Tafelmusik wird wiederum von der Husarenkapelle geliefert; das Menu, dessen Karten von der Firma W. F. Burau zierlich hergestellt sind, ist Folgendes:

Natives-Austern (Mosel Mousseux), klare Schildkrötensuppe (Sherry la Torre), Rinderfilet garnirt, Steinbutte Caviarsauce (Stephansberger Auslese), Rehcotelette aux Truffes, Gänseleberpastete (1874er Rauzan Ségla), Fasan, Compot, Salat (Pommery u. Greno), Cardé mit Rindermark, Eis Panachée, Käsestangen, Früchte (Tokayer Auslese), Mocca.

* * *

* **Wahl für den General-Landtag.** Zur Wahl eines Deputirten und eines Stellvertreters für den General-Landtag der westpreußischen Landschaft fand heute Vormittag in der Weinhandlung von Denzer eine Zusammenkunft der Mitglieder der Neuen westpreußischen Landschaft des Kreises Danziger Höhe statt. Als Deputirter wurde Herr Braunschweig-Weißhof und als dessen Stellvertreter Herr Gutsbesitzer Emanuel Senkpiel-Wonneberg gewählt.

Bei der alsdann stattgefundenen Wahl für den Landkreis Danziger Niederung wurde als Deputirter Herr Hofbesitzer Klatt-Letzkau und zu dessen Stellvertreter Herr Hofbesitzer Edmund Behrendt-Gr. Zünder gewählt.

* * *

* **Mittelschullehrer-Prüfung.** In der gestern Morgen begonnenen mündlichen Prüfung für Lehrer an Mittelschulen haben dieselbe bestanden: Karl Glaser-Strasburg, Ernst Heinrich-Tempelburg, Eduard Knopf-Strasburg, Adolf Meichow-Berlin, Johannes Paust-Marienburg und Fritz Schröter-Gartz. Die Prüfung wurde um 8 Uhr Abends abgebrochen.

In der heute Vormittag fortgesetzten und um $11^3/_4$ Uhr beendigten Prüfung für Lehrer an Mittelschulen haben weitere 2 Bewerber bestanden. Das Gesammtresultat ist nunmehr folgendes: Zugelassen und in die Prüfung eingetreten sind 14 Bewerber, von denen 8 bestanden haben, nämlich: Karl Glaser, Vorschullehrer am Gymnasium in Strasburg, Ernst Heinrich, Lehrer in Tempelburg bei Danzig, Eduard Knopf, Lehrer in Strasburg, Adolf Meichow, Candidat der Theologie in Berlin, Johannes Paust, Candidat der Theologie in Marienburg, Wilhelm Ramlow, Präparandenlehrer in Bütow in Pommern, Nathanael Röstel, Lehrer in Gierakowitz bei Carthaus, und Fritz Schroeter, Conrector in Gartz, letzterer eine Erweiterungsprüfung.

* * *

* **Von der Weichsel.** Der seit vorgestern herrschende Frost hat der Weichselschiffahrt ein jähes Ende bereitet. Das Grundeis treibt in großen Schollen und schon so dicht, daß sich an den Buhnen und in den Stromkrümmungen die Schollen festzusetzen beginnen. Die Schnellfähren haben den Betrieb einstellen, die Fährdampfer ihn ebenfalls theils aufgeben, theils auf die Tagesstunden beschränken müssen. Von der Nogatmündung schreibt man uns: Das Grundeistreiben wird immer stärker. Bei dem niedrigen Wasserstande ($^1/_2$ Meter über Null bei Wolfsdorf) ist ein baldiger Stillstand des Eises zu erwarten. Der Fuhrwerksverkehr ist an den Fährstellen größtentheils unterbrochen und findet für Personen mit dem Kahne statt.

Ein Telegramm aus Thorn von heute Mittags meldet uns: Der Eisgang in der Weichsel geht heute dicht gedrängt in der ganzen Strombreite unter fallendem Wasser; jetzt Wasserstand 30 Centimeter. Bei solchem Frost ist das Stehenbleiben des Eises in den nächsten Tagen zu erwarten.

Aus Einlage an der Nogat meldet ein Telegramm von Mittags $1^1/_2$ Uhr: Von Zeyer ab bis zwei Meilen aufwärts ist heute **Eisstand** eingetreten.

* * *

* **Zur Volkszählung.** Der Magistrat beabsichtigt, das vorläufige Resultat der diesjährigen Volkszählung möglichst schleunig zur Veröffentlichung zusammenzustellen. Er hat daher die Mitglieder der städtischen Zähl-Commission ersucht, ihm spätestens am 3. Dezember das vorläufige Resultat aus ihren Bezirken zugehen zu lassen. In vielen Fällen wird sich das allerdings seitens der Zähl-Commission bei allem guten Willen kaum bewerkstelligen lassen.

* * *

* **Eisbrecharbeiten.** Mit dem fiscalischen kleinen Dampfer „Schwalbe" fuhr heute früh $8^1/_2$ Uhr Herr Regierungsrath Delbrück mit einigen Herren der königl. Ausführungscommission und um 11 Uhr auf dem fiscalischen Eisbrecher „Schwarzwasser" Herr Regierungs-Baurath Görz, dem später noch der Eisbrecher „Nogat" folgte, die Weichsel stromaufwärts nach Gr. Plehnendorf u. s. w., um die nöthigen Anordnungen bezüglich der Eisbrecharbeiten zu treffen.

* * *

* **Zollamtliche Abfertigung von Kleie.** Durch Beschluß des Bundesrathes ist nun nach vielfachen Beschwerden und Vorstellungen die in Kraft befindliche Anweisung zur zollamtlichen Prüfung von Mühlenfabrikaten dahin abgeändert worden, daß die Grenzzahlen des zulässigen Aschengehaltes für Mehl, welches zur Abschreibung vom Zollconto oder zur Ertheilung eines Einfuhrscheines beim Export angemeldet wird, bis auf weiteres anderweitig und zwar bei Weizenmehl auf 2,457 Proc. in der lufttrockenen, und auf 2,767 Proc. in der Trockensubstanz, sowie bei Roggenmehl auf 1,753 bezw. 1,973 Proc. festgesetzt sind. Ferner tritt an Stelle des bisher vorgeschriebenen Typenverfahrens bei der Eingangsabfertigung von Kleie die Bestimmung, daß die Zollbehörden nach freiem Ermessen darüber zu entscheiden haben, ob eine als Kleie declarirte Waare zollamtlich als solche zu behandeln ist. Beim Zweifel über die Beschaffenheit der Waare oder falls sich die Betheiligten der Denaturirung der Waare widersetzen, hat die Untersuchung durch einen vereidigten Chemiker mit der Maßgabe stattzufinden, daß die Waare ohne vorgängige Denaturirung zollfrei abzulassen ist, wenn der Aschengehalt mindestens 3,749 Proc. der lufttrockenen und 4,264 Proc. der Trockensubstanz beträgt.

* * *

* **Stadttheater.** Nachdem gestern Herr Kapellmeister Riehaupt den Reigen der Benefize in dieser Saison eröffnet hatte, wird am Dienstag der Ehrenabend des Heldendarstellers aus dem Schauspielpersonal Herrn Lindikoff folgen. Herr L. gehört seit Anfang der Saison 1894/95 der hiesigen Bühne an; er war bereits für das Breslauer Stadttheater contractlich verpflichtet, hat den Antritt dieses Engagements aber so weit hinausgeschoben, um noch diesen und den folgenden Winter in Danzig wirken zu können. Hr. Lindikoff gehört, wie oft anerkannt worden ist, zu den tüchtigsten und auch zu den beliebtesten Darstellern auf dem Gebiet des Lustspiels wie des ernsten Dramas, was sich voraussichtlich auch an seinem Ehrenabend kundgeben wird. Für letzteren hat Herr L. zur Aufführung gewählt: „Die Venus von Milo", Schauspiel in 1 Act von Paul Lindau, das wegen der poetischen und höchst anmuthigen Handlung, sowie der schönen Sprache bei den Aufführungen in Meiningen und Berlin (Lessing-Theater) sehr gefallen hat und jetzt an fast allen Bühnen zur Darstellung gebracht wird; ferner „Im Forsthause", Schauspiel in vier Acten von Richard Skowronneck. Dieses Schauspiel hat s. Z. im Neuen Theater in Berlin Sensation erregt und wird auch hier lebhaftes Interesse erwecken, zumal sein Verfasser ein Landsmann und in weiten Kreisen unseres Ostens bekannt ist.

* * *

* **Wilhelmtheater.** Zeichnete sich schon, wie wir mehrfach erwähnt haben, das bisherige Programm des Theaters durch reiche Abwechselung und treffliche Spezialitäten verschiedensten Genres aus, so gilt das von dem Repertoir, welches von heute ab mit fast vollständigem neuen Personal in Kraft tritt, noch in erhöhtem Maße. Die rührige Direction hat es verstanden, wieder eine Reihe von Künstlern zu engagiren, deren gute Namen in der Artistenwelt für ihre tüchtigen Leistungen bürgen. Freunde des ungarischen Nationaltanzes werden dem Tanz-Quartett Dworoff — drei Damen und ein Herr — ebenso wenig ihre Anerkennung versagen können, wie Kenner der Turnkunst den Akrobaten Gebrüder Forley. Dem harmlosen Humor ist ein breites Feld eingeräumt durch den Humoristen und Soloschauspieler Herr Vincenz Roll, zwei musikalische Excentrics, die Costumsoubrette Fräulein Nessler — last not least — den Damen-Imitator Hrn. Briborg. Außerdem treten noch der Jongleur Addiks und die amerikanischen Knock Abouts Tom und Jack auf. Prolongirt ist das Engagement der vorzüglichen norwegischen Hallingtänzer Geschwister Stahlheim, des Salon-Athleten Herrn Ernest und des aus sechs Damen bestehenden Tanz- und Verwandlungsensembles Chemney. Herr Director Meyer hat damit einem mehrfach geäußerten Wunsch des Publikums, welches die letztgenannten Künstler allabendlich mit lebhaften Beifall und Dacaporufen auszeichnete, entsprochen.

* * *

* **Provinzial-Verein für innere Mission.** Der hiesige Provinzial-Verein versendet gegenwärtig mit der Einladung zu der am 4. Dezember in Danzig stattfindenden Generalversammlung zur Beschlußfassung über Statutenänderung behufs Erlangung von Corporationsrechten seinen Jahresbericht für 1894/95. In demselben wird mitgetheilt, daß die in diesem Jahre abgehaltene Hauscollecte über 10400 Mk. eingebracht habe. Eine umfangreiche Ausdehnung habe die Schriftenverbreitung gewonnen. Elf Synoden haben Colportagen eingerichtet. An 70 Orten der Provinz bestehen Agenturen der Schriftenniederlage, an welche im Laufe des Winters 1894/95 für 2950 Mk. geliefert ist. Alles in allem hat der Vertrieb im ersten Jahre sich auf etwa 7000 Mk. belaufen. Vom 1. Oktober dieses Jahres ab ist ein Ladengeschäft unter der Firma „Evangelische Vereinsbuchhandlung" eröffnet. Das „Kleine Liederbuch" ist in 15000 Exemplaren verbreitet. Auf eine von dem Provinzial-Verein gegebene Anregung hat sich in Danzig ein „Comité zur Begründung eines evangelischen Vereinshauses" gebildet. Das 20. Jahresfest wurde am 26. und 27. Juni in Carthaus begangen. In der dabei abgehaltenen Versammlung gelangten folgende Anträge zur Annahme: 1) Eine Summe von 2000 Mk. für Einrichtung der Buchhandlung der inneren Mission in einem gemietheten Lokale nebst Anstellung einer buchhändlerischen Kraft auszuwerfen; 2) die erforderlichen Schritte zur Erlangung der Corporationsrechte für den Verein zu thun.

* * *

ρ **Bienenzuchtverein.** Dem bienenwirthschaftlichen Gauverein Danzig hat sich der neu gegründete Verein Weßlinken in der Danziger Niederung angeschlossen. Er ist durch Vermittelung des bienenwirthschaftlichen Wanderlehrers Oltersdorf zu Hornkampe aus dem frühern Verein Reichenberg hervorgegangen, der in letzter Zeit wenig Leben gezeigt hat. Zum Vorsitzenden ist Herr Werkführer **Senger** zu Gr. Plehnendorf gewählt worden.

* * *

* **Veränderungen im Grundbesitz.** Es sind verkauft worden die Grundstücke: Heiligeistgasse Nr. 70 von der Frau Restaurateur Liedtke, geb. Schuncke, an die Frau Schiffscapitän Dreyer, geb. Respondeck, für 28000 Mk.; Stadtgebiet Nr. 28 von dem Geschäftsreisenden Christian Sulewski an den Küster Franz Rundkowski für 24000 Mk.; Rammbau Nr. 41 von den Bahnmeister Herrmann'schen Eheleuten an die Frau Kaufmann Gollung, geb. Lessing, für 24000 Mk. Ferner sind die Grundstücke Fleischergasse Nr. 35 und 36 nach dem Tode des Zimmermeisters Fuhrmann auf dessen hinterbliebene Wittwe und Kaninchenberg Nr. 11 nach dem Tode des Rentiers Hermann Benjamin Nötzel auf seine beiden Söhne in Berlin übergegangen. Demnächst hat der eine derselben seinen Antheil seinem Bruder Bruno Julius Nötzel für 32000 Mk. überlassen.

* * *

* **Feuer.** Heute früh kurz nach 7 Uhr wurde die Feuerwehr nach dem Café Selonke am Olivaer Thor gerufen, woselbst in der dortigen Kegelbahn ein geringfügiges Feuer entstanden war, das sehr bald beseitigt wurde.

* * *

* **Diebstahl.** Der 18jährige Schlosser Paul H. wurde gestern auf den Antrag seines Vaters wegen Diebstahls verhaftet. Er hatte demselben eine Uhr und andere Sachen entwendet und in einer hiesigen Pfandleih-Anstalt versetzt. Er wurde an das Gerichtsgefängniß abgeliefert.

* * *

* **Schlägerei.** Im Hause Kumstgasse 12 gerieth der Arbeiter K. mit dem Schmied A. und dem Schornsteinfeger L. in Streit, wobei er den A. mit einem Messer an der Hand und den L. mit einer Müllschippe am Kopfe verletzte. Beide begaben sich zur ärztlichen Behandlung in das Stadtlazareth.

* * *

* **Strafkammer.** Der Wiegemeister Karl Hannemann von hier wurde in der heutigen Sitzung wegen eines auf dem Walle der Stadt an einem neunjährigen Knaben begangenen Sittlichkeitsverbrechens zu 9 Monat Gefängniß verurtheilt. — Der Arbeiter Franz Staeck von hier entwendete im September d. Js. dem Arbeiter Meier einen Pfandschein und verkaufte denselben dann weiter. Ein Mädchen, welches den erstandenen Pfandschein einlösen wollte, wurde von dem Pfandleiher, bei welchem der Diebstahl bereits gemeldet worden war, angehalten und verhaftet. Schließlich gelang es dem Schutzmann Lehmann II., den Angeklagten Staeck als den eigentlichen Dieb zu ermitteln. Da er bereits wiederholt vorbestraft ist, erkannte der Gerichtshof auf 1 Jahr Zuchthaus.

* * *

* **Standesamtliches.** Im Monat November d. J. sind beim hiesigen Standesamt registrirt worden 313 Geburten, 119 Heirathen und 265 Todesfälle. Bis Ende November 1895 sind überhaupt 3733 Kinder geboren, während gleichzeitig 3098 Personen starben. Die Zahl der Eheschließungen betrug 994

* * *

Polizeibericht vom 30. November. Verhaftet: 14 Personen, darunter: 1 Person wegen Betruges, 1 Person wegen Diebstahls, 1 Person wegen Beamtenbeleidigung, 2 Personen wegen Trunkenheit, 1 Bettler, 6 Obdachlose. — Zugelaufen: 1 großer schwarzer Hund, abzuholen bei Herrn Kaufmann Gebauer, Sandgrube Nr. 23. — Gefunden: 1 Portemonnaie mit Geld, abzuholen beim Böttchermeister Herrn Friedrich Fahse,

Kleines Feuilleton.

Der Sternhimmel im Dezember 1895.

Auf dem Monde, dessen Besprechung wir heute beendigen, hatte der neue Tag angefangen. Diesen benutzten wir zur Untersuchung der Gesteinsverhältnisse. Da fanden wir denn auf dem Abkömmling der Erde zunächst diejenigen Gesteine vertreten, welche, den irdischen Verhältnissen entsprechend, vom Glimmer, Quarz und Feldspat, also vom sog. Urgebirge an bis zur Grauwackengruppe reichen. Vielfach trafen wir auf Versteinerungen von Schnecken, Fischen und Amphibien; auf solche von Vögeln und Säugethieren stießen wir nirgends. Alle Spuren, die auf ein ehemaliges Vorhandensein von denkenden, uns Menschen ähnlichen Geschöpfen hätten schließen lassen, fehlten vollständig, so daß wir folgern müssen, daß es der Mond in seiner planetarischen Entwickelung nicht weiter gebracht hat als die Erde bis zu derjenigen Periode, in der Fische und Saurier in's Dasein traten. Seitdem ist es mit dem Monde zurückgegangen, so daß er heute nichts weiter ist als eine starre, öde Gesteinsmasse. Daß es aber der treue Trabant der Erde in seiner Entwickelung überhaupt nur bis zu der angedeuteten Grenze bringen konnte und daß eine Erstarrung so früh eintreten mußte, hat seinen Grund in der verbrauchten Wärme. Ein größerer Weltkörper kann deren mehr fassen als ein kleinerer. Die geringere Wärme aber, die einem kleineren beschieden ist, wird bald verbraucht. Mit ihrem völligen Verschwinden ist die Lebenskraft dahin und der Körper ist todt. Dieser Tod ist beim Monde schon vor undenklichen Zeiten eingetreten.

Unsere Sonne, die heute 19,68 Millionen Meilen von der Erde entfernt ist und seit dem 22. November im Zeichen des Schützen steht, gelangt am frühen Morgen des 22. Dezember in dasjenige des Steinbocks. Damit bringt sie den kürzesten Tag hervor und der astronomische Winter nimmt seinen Anfang. — Der Mond zeigt sich im letzten Monat des zur Rüste gehenden Jahres zweimal als Vollmond, nämlich am 2. und am 31. Neumond ist er am 16. Er befindet sich in Erdnähe am 10., in Erdferne am ersten Weihnachtstage. — Merkur kann im neuen Monat nicht gesehen werden. Venus dagegen leuchtet noch immer als Morgenstern. Sie erhebt sich heute bald nach $3^1/_4$, am Ende des Monats erst um $4^1/_2$ Uhr. Die Sichtbarkeitsdauer nimmt mithin ab. Gegenwärtig ist der Planet 13,67 Mill. Meilen weit von uns. — Mars, heute 49,67 Mill. Meilen entfernt, kann des Morgens in SO. 15 Minuten, zu Ende des Monats schon ein halbe Stunde lang gesehen werden. Sein Licht ist ein röthliches. — Jupiter, dessen Entfernung zur Zeit 94,18 Millionen Meilen beträgt, erhebt sich jetzt bald nach $8^1/_2$ Uhr Abends und ist dann die ganze Nacht hindurch zu sehen. — Saturn, augenblicklich 214,4 Mill. Meilen weit, erhebt sich in O. am 1. Dezember um $5^1/_2$ Uhr früh, nachher immer zeitiger. — Uranus ist noch nicht sichtbar. Neptun dagegen, 600 Millionen Meilen entfernt, ist jetzt am besten zu beobachten, besonders am 8., wo er in Opposition mit der Sonne ist, der Erde am nächsten steht, am hellsten ist und um Mitternacht culminirt. Er befindet sich in den Zwillingen. Als Sternchen 9. Größe ist er teleskopisch. — In Mondnähe befinden sich Jupiter am 6., Venus am 12., Saturn am 13. und Mars am 14. Der Planet Saturn steht am 22. eine Vollmondsbreite südlich von der Venus. Auf die Bedeckung des Regulus durch den Mond ist in Nr. 21661 d. Bl. hingewiesen.

Der Fixsternhimmel zeigt sich im Weihnachtsmonat in der Fülle seiner Pracht. Er bietet am 1. um 9, am 16. um 8 und am 31. um 7 Uhr Abends folgendes Bild: In OSO. ergänzt das schönste Sternbild unserer Hemisphäre, der Orion mit dem hellen röthlichen Sterne Beteigeuze (oben links) und dem noch helleren weißlichen Rigel (unten rechts). Zwischen beiden in der Mitte finden wir den Jakobsstab oder Gürtel und weiter unten den kürzlich besprochenen Nebel. Der Jakobstab besteht aus drei helleren Sternen, die eine gerade Linie bilden und schief zum Horizont und zur Milchstraße stehen. Rechts von Beteigeuze steht noch ein ziemlich heller Stern, der Bellatrix oder Kriegerin genannt wird. Der Stern Rigel, der hellste im ganzen Orion, soll 30 Millionen Mal so weit entfernt sein als von uns die Sonne, deren mittlere Entfernung bekanntlich 20 Millionen Meilen beträgt. Ostnordöstlich vom Orion hat sich soeben Prokyon im Kleinen Hund erhoben. Von diesem aus befinden sich westsüdwestlich die Zwillinge, von denen Pollux heller ist als Kastor. In gleicher Richtung weiter begrüßen wir Kapella im Fuhrmann mit seinem wie ein Rubin funkelnden Lichte. Noch weiter in derselben Richtung, aber jenseit der Milchstraße, fällt uns Algol im Perseus auf, dessen Lichtstärke sich regelmäßig verändert. Südlich von Kapella dehnt sich das große Bild des Stieres aus mit dem röthlichen Aldebaran und den beiden Sterngruppen der Hyaden und der Plejaden. Letztere, die am 27. gerade um 9 Uhr Abends culminiren, werden auch Siebengestirn genannt, eine Bezeichnung, die sich also durchaus nicht auf das durch sieben hellere Sterne ausgezeichnete Bild des Gr. Bär bezieht. Dieser, auch Wagen genannt, befindet sich am nördlichen Himmel; die Deichsel, deren hellster Stern Mizar heißt, zeigt nach W. Zwischen dem Wagen und der bekannten Kassiopeja glänzt der Polarstern Kynosura, der 1 Grad 14.9 Minuten vom Weltpol entfernt ist. Südlich von jener breitet sich die Andromeda aus, der ein gleichfalls erst kürzlich besprochener Nebel angehört. Tief unten am Westhimmel schimmert hart am südlichen Zweige der Milchstraße Atair im Adler und ostnordöstlich von diesem Wega in der Leyer. Südlich von dieser finden wir Deneb im Schwan. Die Linie Deneb-Wega bildet die Grundlinie eines gleichschenkeligen Dreiecks mit Atair in der Spitze. Wega soll 120 Billionen Meilen von uns entfernt sein! — Fomalhaut in den Südlichen Fischen geht in SSW. zur Rüste. Die Milchstraße steigt nördlich vom Prokyon am Osthimmel empor, verfolgt anfangs eine südwestliche, zwischen dem Orion und den Zwillingen eine westliche Richtung, die sie im großen Ganzen bis zu Deneb beibehält. Hier verzweigt sie sich. Beide Zweige schlagen eine mehr westnordwestliche Richtung ein. Die hier genannten Fixsterne Aldebaran, Atair, Beteigeuze, Fomalhaut, Kapella, Prokyon und Rigel und Wega werden als Sterne 1. Größe angesehen.

Sternschnuppen pflegen besonders in den Nächten vom 6. bis 13. Dezember in größerer Menge aus den Zwillingen auszugehen. R.

Lenzgasse 3; 1 Schachtel mit Schuhen, 1 Paar wollene Kinderhandschuhe, 1 Abonnementskarte der „Danziger Zeitung“, 1 Kindertäschchen, abzuholen aus dem Fundbureau der königl. Polizei-Direction. — Verloren: Ein schwarzer Damen-Tricothandschuh, abzugeben im Fundbureau der königl. Polizei-Direction.

Aus den Provinzen.

ℨ **Pr. Stargard**, 29. November. Als Andenken an die alte Garnisonstadt Pr. Stargard hat dieselbe dem **1. Leibhusaren-Regiment Nr. 1** die Bellair'sche **Bronze-Büste Friedrichs des Großen** überreicht, welche auf einer im Tone der übrigen Einrichtung des Offiziercasinos gehaltenen eichenen Schuchsäule daselbst Aufstellung gefunden hat. Für das Unteroffiziercasino sind zwei Kamphausen'sche Bilder gestiftet worden, welche Friedrich den Großen und Wilhelm I. zu Pferde darstellen. In einem dieser Tage eingegangenen Schreiben drückt Herr Oberstlieutenant und Regimentscommandeur Mackensen seinen Dank dafür aus, indem er mittheilt, daß die Geschenke gerade rechtzeitig zur 25. Erinnerungsfeier eingetroffen und dort Aufstellung gefunden haben und auch den alten Regimentskameraden vorgeführt worden seien. Das Regiment werde diese Stücke für alle Zeit hoch halten als einen Beweis der unentwegt besten Beziehungen zwischen den Bewohnern Pr. Stargards und den beiden Schwadronen, welche fast ein ganzes Jahrhundert hindurch hier sich heimisch gefühlt hätten. Zugleich theilt das Regiment mit, daß das Mannschaftsgebäude der neuen Regimentskaserne, in welchem die 3. und 4. Escadron untergebracht sind, in Erinnerung an die langjährige ungetrübte Garnisonirung dieser Theile des Regiments in Pr. Stargard den Namen **„Stargarder Flügel“** erhalten habe.

pf. **Schlochau**, 28. Novbr. Heute Morgen wurde hier vor einem Hause **die Wirthschafterin H. als Leiche**, mit mehreren Wunden und mit Blut bedeckt, aufgefunden. Man vermuthet, daß sie **ermordet** worden sei. Als der Thäterschaft verdächtig, ist ein hiesiger Gerber, welchem die H. die Wirthschaft führte, verhaftet worden. Er soll sie mit einem Knüttel — wahrscheinlich bei einem Streit, den er mit ihr in der Wohnung gehabt hat — erschlagen haben. Es scheint, daß die H., nachdem sie schwer verletzt worden, noch aus dem Hause geflüchtet und demnächst auf der Straße gestorben ist.

Dt. Eylau, 28. Novbr. Bei der gestern aus Anlaß der **Gedenkfeier der Schlacht von Amiens** abgehaltenen Parade des Infanterie-Regiments Nr. 44 befestigte der Regiments-Commandeur nach einem kurzen Rückblick auf die Ruhmestage des Regiments an den Fahnen die vom Kaiser verliehenen, mit vielen Spangen besetzten Bänder. Bei dem Festessen des Offiziercorps verlas der Regiments-Adjutant Francke die mehr als 100 eingelaufenen Depeschen. Vom **Kaiser** war folgendes Telegramm eingegangen: „Den tapferen Vierundvierzigern entbiete ich an dem heutigen 25. Gedenktage von Amiens in dankbarer Erinnerung ihres damals unter schweren Verlusten errungenen Sieges meinen Gruß. Wilhelm Rex.“ Der Führer des Regiments in der Schlacht bei Amiens, Major Dallmer in Kötzschenbroda, theilte dem Regiment mit, daß er einen jährlichen Dallmer-Preis für treuen Soldatengeist, bestehend aus den Zinsen eines dem Regiment von ihm demnächst zu übersendenden Kapitals von 1000 Mk., gestiftet habe.

Thorn, 30. Novbr. (Tel.) Heute Nacht wüthete auf der Bromberger Vorstadt ein **großes Feuer**. Das Wohnhaus und die Treibhäuser der Krekerschen Gärtnerei, welche der Creditbank Prowe und Co. gehört, wurden vollständig eingeäschert. Der Schaden ist erheblich.

Königsberg, 30. November. (Tel.) Die **Flußschiffahrt** nach dem Osten ist des starken Frostes wegen **geschlossen**.

Das **frische Haff** ist von der Pregelmündung ab bis Peyse und ebenso im südlichen Theile bereits mit zollstarker Eisdecke belegt.

Königsberg, 29. Novbr. Der Oberlandesgerichts-Präsident Kanzler Dr. v. Holleben sieht heute auf den Tag zurück, an dem er vor sechzig Jahren in den Staatsdienst trat, nachdem es ihm in diesem Jahre bereits vergönnt war, am 4. April den 80jährigen Geburtstag zu feiern. Es war der ausdrücklich ausgesprochene Wunsch des Jubilars, den heutigen Tag ohne besondere äußere Feierlichkeiten zu begehen, und um auch jede Möglichkeit beabsichtigter Ovationen abzuschneiden, hat Herr v. Holleben gestern Königsberg verlassen. Namens der Provinz Ostpreußen ist folgendes Glückwunschtelegramm an Herrn v. Holleben abgesandt worden: „Dem leuchtenden Vorbild der Treue, dem rüstigen Jubilar ein herzlicher Glückwunsch von der auf ihren Kanzler stolzen Provinz Ostpreußen.“ Graf zu Eulenburg. Frhr. v. Hüllessem. Negenborn. Hoffmann.

Vermischtes.

„Hinter den Coulissen in Monte Carlo“

betitelt Mr. J. J. Waller einen Aufsatz in der Weihnachtsnummer des „Pall Mall Magazine“. Den Umsatz, der alle Jahre in den Spielsälen von Monte Carlo gemacht wird, berechnet Waller auf über eine Million Lstrl. Ein Roulettetisch bringt im Winter durchschnittlich 400 Lstrl. den Tag, im Sommer 50 Lstrl. weniger. Aus den Trente-et-quarante-Tischen bezieht die Spielbank 350 Lstrl. täglich im Winter, 250 Lstrl. im Sommer. Daß schließlich jeder, der sich dem Grünen Tisch nähert, Blut läßt, ist eine alte Erfahrung, die auch nicht im mindesten durch die mit Emphase ausgeschrienen „Banksprengungen“ alterirt wird. Interessant ist der modus vivendi, den die Bank mit dem katholischen Clerus eingegangen ist. Sie spendet jährlich rund 12 000 Lstrl. für kirchliche und ethische Zwecke. Für die gute Stimmung der Clientel sorgt ein Theater, eine gute Musikkapelle und andere Vergnügungseinrichtungen, die zusammen 30 000 Lstrl. erfordern. Für gänzlich ausgeraubte Spieler gewährt die Bank bekanntlich Reisegeld, um den Vortheil dafür zu gewinnen, das abschreckende Beispiel aus dem Gesichtskreise zu entfernen. Für Engländer beläuft sich dieser Gnadensold auf 8 bis 12 Lstrl., ungefähr den für die Heimreise unerläßlichen Betrag.

Wenn man sich zu helfen weiß.

Die Berliner sind nicht auf den Kopf gefallen, das behaupten sie steif und fest. Hat da bei dem Einweihungsfrühstück am Urbanhafen Excellenz Thielen, der Minister für öffentliche Arbeiten den Wunsch zu erkennen gegeben, daß er gern einmal die „berühmte“ Mühlendammbrücke sehen möge. Allgemeines Entsetzen! Diese Brücke, die trotz ihres Ruhmes den Stadtvätern schon so viel geheime Kopfschmerzen gemacht hat, diese Brücke will Excellenz sehen? Und in Gegenwart der Väter der größten Stadt und Pathen der Brücke? Nimmermehr! Zuerst hieß es also: Zeit gewinnen. Die üblichen Reden geriethen noch länger als sonst, und als zum Schluß Stadtbaurath Hobrecht noch eine Rede redete, die gar nicht im Programm stand, aber desto erschöpfender ausfiel, da ging die Uhr bereits auf drei. Nun alle Mann in die beiden Dampfboote, die an diesem Tage keine große Eile zu haben schienen. Mag nun die langsame, zu Betrachtungen geeignete Fahrt oder die Noth den Gedanken geboren haben, kurz und gut, irgend jemand kam auf den in dieser Lage geradezu großartigen Einfall, daß Excellenz auf dem Wege zu dem vermaledeiten Mühlendammungeheuer erst noch die Oberbaumbrücke sehen könne. Gedacht, gethan. Excellenz waren sehr liebenswürdig, ließen sich an der in der That großartigen Oberbaumbrücke ausladen und hörten mit in dieser verzwickten Situation doppelt anerkennenswerther Geduld die ganze Geschichte der Brücke an, die Herr Regierungsbaumeister Bernhardt vortrug. Die Uhr ging auf vier. Als die ehrenwerthen Festveranstalter wieder, einer immer langsam nach dem anderen, die Boote bestiegen, und einige von ihnen sich wegen Unabkömmlichkeit seitwärts auf die Eisenbahn begeben hatten, schlug es an einer nahen Fabrikuhr 3/4 4 Uhr. Grau legte sich der Fabrikqualm auf das Gewässer der Spree, ankündend, daß es Abend werde. Und — o Wunder! als man am Mühlendamm anlangte, brannte bereits auf der Unglücksbrücke die Laterne. Allgemeines Bedauern, daß Excellenz wegen der Kürze des Tages, wie es ja leider um die Weihnachtszeit nicht anders ist, die Brückenanlagen nicht mehr sehen können, wirklich allgemeines Bedauern. Excellenz wurden möglichst weit von der Brücke an das Land complimentirt, und als dann in einem nahen Restaurant sich verschiedene Herren augenzwinkernd zusammenfanden, um den bösen Schreck hinabzuspülen, da schlug die Wirthshausuhr fünf. Das große Nachtgestirn stand bereits hoch am Horizont.

Ein Gemüthsmensch.

Der Sattlergehilfe Sobczyk aus Gleiwitz richtete vor einiger Zeit an den Kaiser die Bitte, ihn als Scharfrichter anzustellen. Vom Ersten Staatsanwalt in Breslau erhielt er darauf den Bescheid, daß ein zweiter Scharfrichter nicht von Nöthen sei und daß überhaupt der Anstellung als solcher die Ablegung einer Prüfung vorangehen müsse. Die Sache kam in die Zeitungen, und alle Welt machte sich über S. lustig. Dieser aber bildete sich steif und fest ein, der erhaltene Bescheid bedeute eine Zusage, und in einem zweiten Gesuch an den Kaiser bat er um ein — Beil, mit dem er die Prüfung an seinem Namensvetter Sobczyk im Beuthener Gefängnisse ablegen wolle. Nunmehr erklärte ihm jedoch seine Braut, daß sie sich von ihm lossagen werde, wenn er sich noch länger zum Gespött der Leute mache. Dies nahm sich S. so zu Herzen, daß er durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ende machte.

Kleine Mittheilungen.

Ueber den Wettlauf eines Prinzen mit einem Eisenbahnzug schreibt eine Correspondenz: „Auf der Eisenbahnstrecke Reppen-Meseritz sprang kürzlich ein Passagier aus dem in voller Fahrt befindlichen Zuge, lief eine Strecke neben demselben her und stieg dann wieder in sein Coupé. Auf der nächsten Station legitimirte sich der betreffende Passagier durch eine Visitenkarte als Prinz zu Salm-Horstmar, Lieutenant im 3. Garde-Ulanen-Regiment. Der schneidige Wettläufer wurde hierauf von der Betriebsinspection in eine Ordnungsstrafe von 30 Mk. genommen.“

Hamburg, 29. November. Das Schwurgericht verurtheilte den Falschmünzer Hechler, der **falsche Zweimarkstücke** geprägt hat, zu 18 Monaten Gefängniß. Sein Complice hatte sich vor einigen Tagen im Untersuchungsgefängniß erhängt.

Odessa, 30. November. (Tel.) Bei den letzten **Unruhen** sind **über 500 Menschen umgekommen**, die theils erfroren, theils ertrunken sind. Die Noth ist sehr groß.

Standesamt vom 30. November.

Geburten: Malermeister Johannes Hartmann, S. — Arbeiter Heinrich Huse, T. — Modelltischler Robert Arndt, S. — Klempnermeister Robert Krause, S. — Schuhmachergeselle August Laudien, T. — Schiffseigner Julius Wickland, S. — Schmiedegeselle Ferdinand Hahn, S. — Sergeant der Halbinvaliden-Abtheilung im 17. Armeecorps Heinrich Reimann, 2 T. — Schmiedegeselle Wilhelm Haak, S. — Unehel.: 2 T.

Aufgebote: Briefträger Hermann Gustav Dullny hier und Emilie Henriette Rosenau zu Niederzehren. — Maurer Heinrich Rudolph Schiller und Maria Helene Heinrich, beide zu Piwnitz. — Arbeiter Johannes Karl Wilhelm Kupas und Ida Heimann, beide zu Wittenberge. — Herrschaftlicher Deputant Richard Franz Schulz und Ida Charlotte Albertine Groth, beide zu Lindow.

Heirathen: Kaufmann Emanuel Herzfeld und Wilhelmine Kadisch. — Anstreicher Carl Dombrowski und Amanda Kötzki. — Seefahrer Eduard Grünke und Martha Hirsch.

Todesfälle: Fremdenlegionär Otto Holtz, 26 J. — Klempnergeselle Max Langhanke, 30 J. — Wittwe Wilhelmine Kraft, geb. Lieberg, 80 J. — Gewehrarbeiter Friedrich Eichholz, 58 J. — Arbeiter Gustav Schikowski, 37 J. — Gewehrfabrikarbeiter Adolf Krietsch, 53 J. — Schuhmachermeister Friedrich Kanzler, 60 J. — Arbeiter Wilhelm Schmidt, 76 J. — Eigenthümer Christian Weichbrodt, 85 J. — Wittwe Wilhelmine Kadgien, geb. Kujawski, 75 J. — Unehelich: 1 T. todtgeb.

Danziger Börse vom 30. November.

Weizen loco unverändert, per Tonne von 1000 Kilogr.

feinglasig u. weiß	745—820 Gr.	114—148 M Br.	96—144 M bez.
hochbunt	745—820 Gr.	112—146 M Br.	
hellbunt	745—820 Gr.	110—144 M Br.	
bunt	740—799 Gr.	108—143 M Br.	
roth	740—820 Gr.	100—140 M Br.	
ordinär	704—766 Gr.	90—136 M Br.	

Regulirungspreis bunt lieferbar transit 745 Gr. 106 M, zum freien Verkehr 756 Gr. 141 M.

Auf Lieferung 745 Gr. bunt per Novbr.-Dezember zum freien Verkehr 141 M Br., 140½ M Gd., per April-Mai zum freien Verkehr 143½ M bez., transit 110 M Br., 109½ M Gd., per Mai-Juni zum freien Verkehr 145 M Br., 144½ M Gd., transit 111 M Br., 110½ M Gd., per Juni-Juli zum freien Verkehr 146 M Br., 145½ M Gd., transit 112 M Br., 111½ M Gd.

Roggen loco unverändert, per Tonne von 1000 Kilogr. grobkörnig per 714 Gr. inländisch 110 M, transit 76—77 M bez.

feinkörnig per 714 Gr. transit 75 M bez.

Regulirungspreis per 714 Gr. lieferbar inländ. 111 M, unterp. 77 M, transit 75 M.

Auf Lieferung per Dezember inländ. 111½ M Br., 111 M Gd., per April-Mai inländ. 117 M bez., unterpoln. 83 M Br., 82½ M Gd., per Mai-Juni inländ. 118½ M Br., 118 M Gd., unterpolnisch 84 M Br., 83½ M Gd., per Juni-Juli inländ. 120 M Br., 119½ M Gd., unterpolnisch 85½ M Br., 85 M Gd

Gerste per Tonne von 1000 Kilogramm große 686 Gr. 116 M bez., russ. 647—674 Gr. 80—82 M bez., Futter- 76½ M bez.

Erbsen per Tonne von 1000 Kilogr. weiße Futter- transit 86 M bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr. inländischer 104 M bez.

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr. loco russische Winter- 154 M bez., Sommer- 132—135 M bez.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr. loco russ. Winter- 157½ M bez.

Kleesaat per Tonne von 1000 Kilogr. roth 53—66 M bez.

Kleie per 50 Kilogr. zum See-Export Weizen- 2,97½ M bez.

Rohzucker fest, Rendement 88° Transitpreis franco Neufahrwasser 10,00 M Gd. per 50 Kilogramm incl. Sack.

Berliner Viehmarkt.

Berlin, 30. Novbr. **Rinder.** Es waren zum Verkauf gestellt 4038 Stück. Tendenz: Das Geschäft war schlecht und verflaute ganz, da bei 27 Husumer Maul- und Klauenseuche festgestellt war und daher die Ausführung von Rindern verboten wurde. Es blieb ein Ueberstand von über 1000 Rindern. Der ersten Klasse gehörten ca. 300—400 Stück an. Bezahlt wurde für: 1. Qualität 60—62 M, 2. Qualität 52—57 M, 3. Qualität 47—50 M, 4. Qualität 40—45 M per 100 Pfd. Fleischgewicht.

Schweine. Es waren zum Verkauf gestellt 7979 Stück. Tendenz: Geringes Geschäft, das ganz verflaute, Markt nicht geräumt. Bezahlt wurde für: 1. Qual. 45 M, ausgesuchte Waare darüber, 2. Qual. 42—44 M, 3. Qualität 38—41 M per 100 Pfd. mit 20 % Tara.

Kälber. Es waren zum Verkauf gestellt 692 Stück. Tendenz: Schleppend, nicht geräumt; nur feinste schwere Waare fand Absatz. Bezahlt wurde für: 1. Qual. 59—64 Pf., ausgesuchte Waare darüber, 2. Qualität 54—58 Pf., 3. Qualität 48—53 Pf. per Pfund Fleischgewicht.

Verantwortlicher Redacteur Georg Gander in Danzig
Druck und Verlag von H. L. Alexander in Danzig.

Beilage zu Nr. 281 des „Danziger Courier".

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.

Sonntag, 1. Dezember 1895.

Tout Berlin!

Von **Rudolph Stratz.**

(Aus der Romanwelt III. J. Heft 7.)

[Nachdruck verboten.]

Nichts kann den Berliner mehr verblüffen, als wenn man ihm bei Gelegenheit mittheilt, daß er ja gar nicht in Berlin wohnt. . . .

Anfangs kommt ihm diese Behauptung höchst spaßhaft vor: Was . . . ich wohne nicht in Berlin? — und die Steuern, die ich zahle — die enorme Miethskaserne, die mich umfängt — das Pferdebahngeklingel draußen — der berittene Schutzmann — die Hundesperre — das Gebrüll der Extrablattverkäufer — die theuren Lebensmittel — weiß Gott . . ich merk' es, daß ich mich in der Reichshauptstadt befinde.

Und doch bist du nicht darin, mein Freund! Eine Menge Lästigkeiten und Unannehmlichkeiten der Weltstadt — ja freilich . . . die weht dir der Wind durchs offene Fenster . . . aber ihre Genüsse . . . das berauschende, bunte Treiben, um das dich dein Vetter in Meseritz und die Schwägerin in Pr. Stargard so verzweifelt beneiden, sage selbst, wann hast du sie je gekostet?

Sehen wir doch einmal deinen Tageslauf an: des Morgens nimmst du dein Frühstück, — wie man es in Stolp und Krotoschin auch zu thun pflegt — dann gehst du deinem Berufe nach — und dieser Beruf, mag er dich nun ins Comtoir, ins Bureau, auf den Exercierplatz führen, hat in den seltensten Fällen etwas Berlin Eigenthümliches. Amtsrichter, Kaufleute, Offiziere, Fabrikanten giebt es überall und überall spielt sich ihr Tagwerk im engen Kreise des Berufs und des Verkehrs mit den Berufsgenossen ab.

So wird's Spätnachmittag. Du bist ein freier Mensch — oder auch nicht, wenn du ein Weib dein eigen nennst. Dann geht's natürlich zur Familie und du verbringst den Abend in traulichem häuslichen Frieden, wie er sich um dieselbe Stunde über Millionen von Zeitgenossen in unserem deutschen Vaterlande, von Eydtkuhnen bis Avricourt und von Passau bis Warnemünde senkt. Wohl dir! Aber dazu brauchst du doch nicht in Berlin zu wohnen.

Und der Junggeselle? Mein Gott . . . er hat bei Tage seinen Beruf und nirgends fühlt man des Abends sich so einsam, wie in der Weltstadt. In seiner freien Zeit ist er erst recht auf seine Collegen angewiesen — mit ihnen sitzt er den Abend über im Casino oder im Vereinszimmer, auf seiner Wohnung, in der Weinstube oder zumeist in dem scheußlichen culturfeindlichen „Bräu", mit dem unser Süden sich so raffinirt an dem preußischen Geiste für sein Vordringen über die Mainlinie hinaus rächt. Dort wird Fach gesimpelt — ein bischen von Politik und Weibern geredet und dann geht man nach Mitternacht nach Hause und bildet sich ein, einen Tag in Berlin verbracht zu haben.

Als ob man nicht in Gesellschaft ginge, — erwiderst du? Freilich thust du das, du hast deinen großen Bekanntenkreis, in dem du fleißig verkehrst. Aber sieh dir nur die Herrschaften einmal näher an: die sind ja dasselbe wie du — sind schon wieder deine Berufs- und Leidensgenossen!

Nirgends schließen sich die Stände so schroff von einander ab, wie in Berlin. Du kannst dem nicht entgehen. Du mußt dich zu deinesgleichen halten. Wie selten wirst du beim Major X. den schwarzen Frack eines Civilisten, wie selten beim Landesgerichtsrath Y. einen nicht mit den Weihen des alleinseligmachenden jus Gekrönten, wie selten bei Herrn Z., in Firma Z. & Söhne, einen Mann finden, der nichts von „Laurahütte" weiß und über den Stolz Berlins, die Damenconfection, nicht selbstständig mitreden kann.

Haben doch sogar die Berliner Verbrecher — Verzeihung, daß ich sie hier erwähne, — ihre eigenen, streng nach den Abstufungen der Welt, in der man raubt und mordet, unterschiedenen Lokale. Wo die „schweren Jungen", die Creme des Zuchthauses, tafeln, da ist der schlichte Zohlegänger ein übler Gast, und wenn ein im Dienst ergrauter Taschendieb in seinem Stammlocal zur Billardqueue greift, braucht der zufällig daneben sitzende lumpige Leinwandnepper noch lange nicht zu glauben, daß er mitspielen darf.

Die Droschkenkutscher in den Eckdestillen sitzen unter sich, die in Berlin wohnenden Neger veranstalten einen Vereinsball, der „zielbewußte" Steinträger am Neubau sieht von seiner Leiter auf den polnischen Erdarbeiter unten mit Verachtung herab — kurzum, da ist keine Mischung der Stände möglich.

Aber die sonstigen Anregungen, die Berlin bietet? — Mein lieber Freund . . wann genießest du sie denn? Du hast ja viel zu viel zu thun! denn du arbeitest ja doch gehörig in Berlin, dem rastlosen, das dem Müßiggänger kaum das bischen Spielraum in einigen asphaltirten Straßen des Westens gönnt!

Theater und Concerte? Jawohl, du führst deine Frau zuweilen des Abends aus und soupirst dann mit ihr im Rüdesheimer oder bei Kempinski. Aber ich glaube . . . dein Bruder in Leipzig kommt mit seiner Gattin häufiger in die Oper oder in das Gewandhausconcert als du in Berlin. Denn dort ist's billig und hier theuer . . sehr theuer. . . .

Die Kunstausstellungen, die Panoramen, die Museen . . . Circus und Panopticum? Wann war es nur, daß ihr zum letzten Mal dort wart? Richtig . . als der Vetter aus Meseritz mit den Seinen zum Besuch kam! da wart ihr überall . . sogar den Kaiser habt ihr vorüberfahren sehen und der Vetter staunte: „Nein . . dies Berlin! Glücklich, wer da leben darf!"

Du hast dazu geschwiegen. Solltest du ihm sagen, daß dir dein Beruf absolut keine Zeit läßt, tagsüber Unter den Linden zu flaniren? daß du nicht Zeit noch Geld hast, an einem Wochen-Nachmittag zum Rennen zu fahren oder einer Reichstagssitzung beizuwohnen? daß deine Frau im Haushalt alle Hände voll zu thun hat, um Kinder, Dinstboten und Lieferanten zu überwachen und im Winter manchmal eine Woche lang gar nicht auf die Straße kommt? — Daß du mit einem Worte das eigentliche Berlin nicht häufiger und genauer siehst als der Fremde aus Meseritz, der sich einmal mit Kind und Kegel eine vergnügte Woche am Spreestrand gönnt!

Meseritz ist klein, Berlin ist groß. Meseritz ist eine einzige Kleinstadt, Berlin — das Berlin, das du kennst — ein Haufen von Kleinstädten. Du lebst in der einen davon . . dein Hausbesitzer, der Stadtverordnete unten, in einer andern, der Oberlehrer über dir in einer dritten. Und jeder von euch hält den winzigen Ausschnitt der Weltstadt, der seinen Horizont umgrenzt, für wirkliches, unverfälschtes Berlin.

Das ist es nicht. Ueber diesen gleichgültigen Häusermassen, in denen ihr lebt, da schwebt, unfaßbar und nur dem wahren Weltstädter zugänglich, der Geist Berlins. Ihr mögt ihn überall suchen, ihr werdet ihn nicht finden, selbst da nicht, wo ihr ihn am ersten vermuthet, in den Prachtbauten und Villenvierteln des Westens. Er ist überall — in den stillen Thiergartenstraßen sowohl wie im Lärm der socialdemokratischen Hochburg des **Nordens und Ostens** — aber ihr seht ihn nicht.

Warum?

Weil ihr nicht um Berlins willen in Berlin seid!

Von hundert Menschen leben fünfundneunzig nur deshalb in der Reichshauptstadt, weil es sich gerade so traf! Weil der Vater schon in Berlin lebte, weil eine hohe Behörde die Versetzung dorthin für gut befand, weil das flott gehende Geschäft, die billig zu erwerbende Fabrik gerade am Spreestrand lag. Hätte der Vater in Potsdam das Zeitliche gesegnet, stände die Fabrik in Treuenbrietzen zum Verkauf, so zählten unzweifelhaft diese beiden trefflichen Mittelstädte je eine Familie mehr.

Für diese fünfundneunzig ist Berlin ein Aufenthaltsort wie jeder andere, der ihren bescheidenen Kampf ums Dasein, die kleine von Tag zu Tag rollende Sorge für das liebe Ich, für Weib und Kind umschließt. Wahrscheinlich werden sie, wenn es ihnen in Treuenbrietzen besser geht als in Berlin, ohne jede Sehnsucht an ihren dortigen Aufenthaltsort zurückdenken.

Und das eben unterscheidet sie von den andern fünf vom Hundert, die ohne Berlin einfach nicht existiren können! Den Menschen, die der ewige Hunger nach der Weltstadt plagt, weil sie allein dort zu leben, zu schauen und zu genießen wissen.

Dazu sei viel Geld nöthig? — Nein . . Geld nicht, aber Zeit!

Zeit muß man haben, viel Zeit, um im Strom der Weltstadt zu plätschern, um nichts von ihrem bunten Farbenspiel zu versäumen, bei keiner ihrer vielen, sich seltsam widersprechenden Sensationen zu fehlen. Nichts als ob man damit ein Müßiggänger würde. Man kann auch dabei arbeiten, wenn man Lust hat! Aber es muß eine Thätigkeit sein, die unserem freien Willen entspringt, die uns nirgends fesselt, uns durch keinen fremden Zwang vom stündlichen Verkehr mit Berlin abhält. Noch besser bummelt es sich freilich in solchem Falle. Und dann — ja dann ist etwas Kleingeld ja allerdings überaus nützlich wie überall in der Welt, wo die Couponscheere eine furchtbarere Waffe ist als die Faust eines Abs.

Dann erst lebt man wirklich in Berlin und zählt an ihm Stunde für Stunde den Pulsschlag der Zeit. Und seine Visionen reihen sich zu farbenprächtigem Gewimmel im Gedächtniß. Der grüne Rennplatz, vom blauen Himmel überspannt, buntes Uniformgeglitzer, halbverwehte Musikklänge, Totalisator-Rasseln, dann irres, wild durcheinander zeterndes Geschrei und in der Ferne ein halbes Dutzend eilig am Horizont hinrollender blauer, grüner, gelber, rother Kugeln . . — Tabaksqualm und Gebrüll in wüstem Saale, eine unmenschlich heulende, bierheisere Stimme, die im Johlen der Volksversammlung hülflos ertrinkt — feierliches Gedränge, Hitze, Schleppenrauschen und Köpferecken des Subscriptionsballs — und der noch feierlichere Anblick der Tempelhofer Parade — die zu Zehntausenden reglos gereihten Garden, aus deren Mitte sich unter den Klängen der Nationalhymne langsam die Banner vor dem Kaiser neigen — dem Kaiser, der da gestreckten Galopps übers Feld sprengt und hinter ihm wie ein flüchtiger Papageienschwarm das Gewimmel des Gefolges — russische Lammfellmützen und italienische Hahnenfedern, welsche Käppis und Wiener Dreispitze, scharlachfarbene Britten, hechtgraue Schweden, zwerghafte Japaner, marokkanische und siamesische Würdenträger . . vorbei . . vorbei . . . Und da der Reichstag in „großer" Sitzung — ein Meer von Kahlköpfen, im elektrischen Lichte traulich schimmernd, unten im Saal . . . eine athemlos schweigende Masse oben auf den Tribünen . . . in der Hofloge ein Gewirr von Uniformen und dunklen Damentoiletten . . die Diplomatenloge gesteckt voll monoclebewaffneter Herren . . auf der Journalistentribüne die Stenographen beinahe auf einander sitzend — und durch die tödtliche Stille irgendwo von unten her eine dünne, leidenschaftslose Stimme . . . die Regierung giebt nicht nach . . . die Mehrheit auch nicht . . in einer Stunde wird es der elektrische Funke in alle Winde zittern und die gellen Rufe der Extrablattverkäufer in den fernsten Gassen es verkünden, daß der Reichstag wieder einmal aufgelöst ist . . .

Und da sind wir in der Premiere . . . welch ein Chaos von Tönen in dem menschenwimmelnden, taghell erleuchteten Haus . . . welch ein Zischen und Klatschen und Pfeifen und Bravogeschrei . . . welch eine Leidenschaft . . welch eine Wuth . . . der Laie begreift es gar nicht, daß es wirklich das Theaterstück . . . die armseligen paar Acte sind, um die sich das alles dreht.

Und ernstere Bilder werden in uns wach. Wir sehen wieder in heulendem mitternächtigen Schneesturm, von blutigem Fackelschein übergossen, Kaiser Wilhelms Sarg von dem Palais zum Dome schwanken . . . . Betäubend, immer mehr anschwellend rollt ein Laut — man weiß nicht, ist es Zorn, Begeisterung oder Schmerz — über die von Menschen schwarzüberfluthete Wilhelmstraße und begleitet im Wehen der Tücher, dem Wirbeln tausendfach geschwungener Hüte, den scheidenden großen Kanzler auf seiner Fahrt zum Lehrter Bahnhof . . . Und um die Siegessäule herum wallt feierlich unter Posaunenstößen vom Generalstabsgebäude her ein Zug. Kaiser und Fürsten schreiten hinter dem hoch aufgethürmten Sarg, auf dem zum letzten Mal der ruhmreiche Degen im Sonnenschein blitzt . . . dahinter zu Hunderten die Offiziere des Generalstabs . . . dann ein langes, langes Trauergefolge. Die Truppen ringsum präsentiren und hinten lüftet die unendliche Menge stumm den Hut vor dem großen Schweiger, der nun wirklich ein stiller Mann geworden ist . . . . . .

. . . . Ach ja . . wer wahrhaft in Berlin lebt, der sieht gar mancherlei. Er braucht wirklich nicht ins Theater zu gehen. Gewaltiger und eindringlicher als zwischen Pappe und Leinwand entrollt sich dem Flanneur der Linden, dem Habitué der Salons von Berlin W. die Weltgeschichte wie das kleine Menschenschicksal.

So giebt es also doch ein tout Berlin, eine Anzahl Menschen, die es für ihre Pflicht erachtet, „dabei" zu sein, einen Resonanzboden für alles, was in der Weltstadt schwingt und klingt, zu bilden?

Vielfach kann man lesen, daß das „tout Berlin" nur eine Mythe, ein Fabelwesen ist! Es giebt nur ein tout Paris — und das können wir nicht nachmachen. Denn wir haben keine Halbwelt!

Das ist nun richtig. Wir haben keine Halbwelt oder vielmehr — um Berlin nicht in den Geruch der Sittenstrenge zu bringen — sie ist bei uns nicht als socialer Factor anerkannt. Aber im übrigen glaube ich diesen Predigern nicht. Denn ich weiß nur zu gut, daß viele der Weisen, die tagaus, tagein die Oeffentlichkeit belehren, selbst fast nie aus ihren vier Wänden herauskommen.

Und darum sage ich: wir haben nicht nur ein tout Berlin, wir haben sogar zwei!

Das ist zwar, logisch betrachtet, ein Unsinn. Aber es ist so richtig und nichts dagegen zu machen.

Auf der Grenzwacht!

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

18) [Nachdruck verboten.]

Als Honorine und Sidonie, welche letztere die Erlaubniß hatte, die Nacht in der Villa Cölestine zuzubringen, ziemlich spät nach Hause zurückkehrten, waren sie erstaunt, im Wohnzimmer der Tante noch Licht zu sehen. da diese ihnen doch versprochen hatte, sich durch sie nicht stören zu lassen, sondern sich zu ihrer gewohnten Zeit zur Ruhe zu begeben. Ihr Staunen verwandelte sich aber in Ueberraschung und Schreck, als ihnen Jeannette draußen zuflüsterte, wer in ihrer Abwesenheit seinen Einzug ins Haus gehalten hatte.

„Tante, Du bist noch nicht zu Bett!" riefen beide Mädchen im Tone liebevollen Vorwurfs.

„Ich habe mich um Euch besorgt, liebe Kinder", sagte Elodie, die mit rothen Wangen und allen Zeichen der Unruhe im Zimmer auf und ab gegangen war.

„Wir waren ja in guter Gesellschaft", entgegnete Honorine, „doch ich sehe, auch Du warst nicht allein", und die Augen des jungen Mädchens schweiften mit wahrem Entsetzen über die gefürchtete Cousine der Tante hinweg, die bereits erschienen war und sich's in einem Sessel so bequem gemacht hatte, als habe sie von je diesen Platz eingenommen und sei hier schon völlig zu Hause.

„Nein, meine Cousine, Madame Mercier, die Du ja schon kennst, wird auf einige Tage unser Gast sein; liebe Euphrosyne, dies ist meine jüngste Nichte, Sidonie", versetzte Madame Menetret, und ein angstvoller Blick, wie diese Begegnung ablaufen werde, irrte von einem zum Andern. Wieder fühlte sich Euphrosyne als Herrin der augenblicklichen Lage.

„Ich schätze mich glücklich, gerade heute Abend gekommen zu sein, um Ihre Tante in ihrer großen Sorge und Angst wegen Ihres langen Ausbleibens ein wenig trösten zu können", sagte sie mit Beziehung.

„Aber Tante, Du hast Dich ja sonst noch nie um uns geängstigt! Was soll uns denn nur geschehen, wenn wir bei Nachbar Candidus sind?" riefen beide Mädchen wie aus einem Munde.

„Doch, doch, Kinder, ich habe es Euch immer gesagt, Ihr vergeßt das in Eurem jugendlichen Leichtsinn nur wieder", stammelte Elodie, ohne die Nichten anzusehen, wie Jemand, der einen eingelernten Spruch hersagt; einem Blicke, den Euphrosyne ihr zuwarf, gehorchend, fügte sie mit strengerer Stimme hinzu: „Es schickt sich nicht für junge Mädchen, noch so spät auf der Landstraße zu sein, es darf das nicht wieder vorkommen. Geht jetzt schnell auf Euer Zimmer, damit auch wir endlich zur Ruhe kommen."

Auch die beiden Schwestern tauschten einen vielsagenden Blick miteinander aus, dann küßten sie der Tante die Hand, verneigten sich vor Euphrosyne und entfernten sich. Sie wußten, daß nur diese die sonderbare Veränderung im Wesen der Tante bewirkt haben konnte.

In der That hatte Madame Menetret nicht sobald von ihrer Cousine erfahren, wo die jungen Mädchen sich befänden, als sie auch unter der Maske der Theilnahme für die allein zurückgelassene Elodie allerlei Bedenken gegen einen solchen Ausflug vorbrachte und, je mehr der Abend vorrückte, durch hingeworfene Fragen über die Sicherheit des Weges und die mit einer Partie in die Berge verknüpften Gefahren die leicht erregbare Elodie in die größte Angst versetzte. Schwache Menschen sind aber nicht leichter gegen Jemand in Harnisch zu bringen, als wenn sie sich um ihn sorgen und ängstigen. Honorine und Sidonie erhielten durch ihren Empfang eine Probe davon.

---

7. Kapitel.

„Seit einer Woche schleiche ich um Ihr Haus, wie der Marder um den Taubenschlag, liebe Freundin, und kann Sie nicht erwischen", redete etwa nach acht Tagen Candidus Madame Menetret an, mit welcher er in Rappoltsweiler in der Nähe des Schloßberges zusammengetroffen war.

„Seit wann müssen Sie um mein Haus scheichen, wenn Sie mich sprechen wollen?" antwortete Elodie, bemüht, den scherzhaften Ton der Anrede festzuhalten, ohne daß ihr das jedoch recht gelingen wollte.

„Seit — nun gerade herausgesagt, seit Sie darin einen Gast beherbergen, mit dem ich nicht gern wieder in nähere Beziehungen treten möchte", erwiderte Candidus ernster werdend.

„Verargen Sie es mir denn auch, daß ich die arme Euphrosyne aufgenommen habe?" fragte Elodie in weinerlichem Tone.

Candidus nickte sehr entschieden mit dem Kopfe.

„Ich dachte mir's schon", seufzte sie, „da Sie gar nichts von sich hören ließen und auch Camilla nicht schicken. Honorine hat gewiß geklagt."

„Hat sie nicht nöthig, ich weiß ohnehin, wie's steht", war die lakonische Entgegnung.

„Nein, das wissen Sie nicht!" rief sie heftig. „Honorine und Jeannette machen mir beständig Vorwürfe und bereiten mir Schwierigkeiten, während sie mir doch beistehen sollten, meinem Gaste den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen."

„Elodie, wir sind alte Freunde, seien sie ehrlich gegen mich; ist Ihnen etwa dieser Gast angenehm?" fragte Candidus, während er stehen blieb und die Hand vertraulich auf Madame Menetrets Arm legte.

Sie waren im Gespräch neben einander hergeschritten und hatten beinahe das Ende der Stadt erreicht.

„Sie werden ja wohl wissen, in welcher Lage sich Euphrosyne befand; ich konnte sie doch nicht auf die Gasse werfen lassen", erwiderte Elodie, eine Antwort auf die ihr gestellte Frage geschickt umgehend.

„Das sollten Sie nicht, obwohl sie es wenig um Sie verdient hat, daß Sie sich ihrer annehmen. Sie hätten ihr Geld geben und sie nach Paris schicken sollen."

„O, das würde sie nicht genommen haben!"

Candidus ließ einen Pfiff hören, der vielerlei ausdrücken konnte.

„Und dann", fuhr Elodie in dem Bestreben, ihrem Zuhörer und damit gleichzeitig sich selbst zu überreden, sehr eifrig fort, „dann war sie auch von dem Schreck und der Aufregung so angegriffen, daß sie sich erst erholen mußte."

„Das könnte nun geschehen sein; der Vorfall ist acht Tage her", bemerkte Candidus trocken, „worauf wartet sie eigentlich noch?"

„Danach kann ich sie nicht fragen; was verlangen Sie, das ich thun soll? Ich kann sie doch nicht gehen heißen!"

„Zu verlangen habe ich nichts", sagte Candidus mild, „ich kann Ihnen nur rathen."

Jetzt ergriff Elodie seine Hand und bat: „Seien Sie mir nicht böse, lieber Freund, das fehlte mir noch zu den unerquicklichen Verhältnissen, die ich jetzt im Hause habe, mir auch noch Ihre Unzufriedenheit zuzuziehen! Honorine hat mich gewiß bei Ihnen verklagt."

„Das hat Sie nicht gethan, wohl aber hat sie geklagt und vor allen Dingen Sie selbst beklagt", erwiderte Candidus nicht ohne eine leichte Selbstgefälligkeit über sein Wortspiel; „ich will es Ihnen bekennen, sie hat mir verrathen, daß sie heute einen Besuch bei Fräulein Meinhold im Schlosse machen wollten und ich bin Ihnen gefolgt, um ungestört mit Ihnen reden zu können."

„Das hätten Sie in der Villa Cölestine auch gekonnt", sagte Elodie.

Candidus schüttelte zweifelnd den Kopf. „Sie hält zu gute Wacht, und darum bitte ich Sie, auch nicht den geraden Weg nach Avrin mit mir einzuschlagen, sondern den kleinen Umweg durch den Wald zu machen."

„Ihre Vorsicht ist übertrieben, bester Freund, aber es sei, wie Sie wünschen", antwortete Elodie und sie schlugen den Weg durch einen kleinen, aber mit herrlichen alten Buchen, Eichen und Plantanen bestandenen Wald ein. Erst als sie denselben betreten und ihre Schritte in dem grünen Moosteppich versanken, der den Boden bedeckte und über den jetzt die durch die Zweige fallenden Sonnenstrahlen goldene Lichter warfen, begann sie wieder: „Was haben Sie mir also zu sagen?"

„Ich kann es in wenige Worte fassen: säubern Sie Ihr Haus von dem Gaste, den es jetzt beherbergt."

„Aber, bester Freund, Euphrosynens Mutter war die Schester der meinigen", entgegnete Elodie nicht ohne Empfindlichkeit.

„Sie hatte sich von ihrer Familie getrennt", entgegnete Candidus gelassen, „indeß das würde mich zu meinem Rathschlage nicht bestimmen, wenn Euphrosyne nicht ein gefährliches Element in Ihrem — nein in jedem Hause wäre, in dem sie sich befindet."

„Sie dürfen den Reibereien zwischen ihr und Honorine und Jeannette kein zu großes Gewicht beilegen; ich will sie ja dabei nicht freisprechen, aber die Anderen könnten auch ein wenig nachgiebiger sein," versetzte Elodie.

„Mag sein, obwohl ich kaum glaube, daß es dadurch besser würde; das meine ich jedoch nicht."

„Was sonst! Was wissen Sie von ihr?" fragte Elodie, besorgt werdend.

„Wüßte ich nur das, was Sie wissen, so wär's eigentlich schon genug", antwortete Candidus bedächtig; „ihr Betragen gegen Sie, ihr Auftreten in der Unterredung, die sie am Begräbnißtage ihrer Tante mit mir hatte, kenntzeichnet sie hinreichend, aber ich weiß mehr."

„Was?" fragte Elodie, unwillkürlich stehen bleibend.

Candidus ergriff ihren Arm und führte sie zu einer einfachen Holzbank, deren etliche in einiger Entfernung von einander im Walde aufgestellt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin selbst hat ja ein doppeltes Gesicht, — ein civilistisches und ein militärisches, wenn man so will — auf der einen Seite ist es die Hauptstadt des rauhen, kriegerischen Preußen, das moderne Sparta des waffenstarrenden deutschen Reiches, auf der anderen die Centrale eines seit 1870 immer gewaltiger aufblühenden Industrie- und Handelsstaates. Hier der General und — weit selbstbewußter und unnahbarer als jener — der Geheime Rechnungsrath, dort der Finanzbaron und der Coulissier.

Zwei sich schneidende Kreise, deren jeder sein besonderes Centrum besitzt. Für die Wilhelmsstraße ist es der Hof — für das Thiergartenviertel die Börse.

Beide sind nicht weit von einander und einen kleinen Schnittraum giebt es, wie gesagt, der beiden Kreisen gleichmäßig gehört. Einige der exclusivsten Salons und ein, zwei Clubs sind das. Im Uebrigen gehen beide Theile ihren eigenen Weg.

Und das, was vor allem zum Begriff des tout Berlin gehört — das geistige Berlin, die Welt der Künstler und Gelehrten, der berühmten Namen und führenden Geister — wo bleibt die?

In die theilt man sich! Es ist ein merkwürdiges, noch lange nicht genug gewürdigtes Problem, zu ermitteln, nach welchen Gesetzen sich Kunst und Wissenschaft von dem einen oder andern Lager begönnern lassen müssen. Namentlich die Kunst! Es giebt entschieden hoffähige Künste, etwa die Bildhauerei und Architektur, und andere wieder, die, wie das moderne Theater, in erster Linie dem Wohlwollen des Thiergartenviertels ihr Aufblühen verdanken, dem Widerpart aber geradezu ein Dorn im Auge sind. Kündet doch jetzt schon wieder fernes Köllern den Beginn einer neuen Dichterhetze den Bühnen in Form eines Rundfragebogens an.

Andere Künste sind mehr neutral. Die Malerei z. B. Denn Hinz wie Kunz lassen sich malen und bestellen Blumenstücke für das Speisezimmer. Die Erzählung. Denn Frau Hinz wie Frau Kunz leihen sich die Romane aus. Und die Lyrik. Beide kaufen nicht ums Todtschlagen ein Goldschnittbändchen.

Wie zwei ineinanderfließende Ströme, deren Wasser sich nicht zu mischen vermag, rauscht das Treiben dieser beiden Welten dahin. Wo etwa zur Defilircour im Königlichen Schlosse die Glücklichen, denen eine der 64 Rangklassen des Ceremoniells — vom landsässigen Fürsten bis zu den „bei Hofe vorgestellten Herren" — Raum bietet, in feierlichem Ordensgeglitzer und Schleppenrauschen langen Zuges an den Majestäten vorbeistelzen, da bleiben Degen und Stammbaum siegreich gegen Couponscheere und Courszettel. Aber wo sind sie hingerathen, wenn im Abenddunkel die Wagencolonnen sich vor dem Lessing-Theater stauen, wenn die Schutzleute fluchend auf- und niederreiten und von allen Seiten das Thiergartenviertel zur Sudermannschen Premiere herbeiströmt? Sie sind verschwunden, als habe sie der Erdboden verschluckt. Und doch ist das eine ein „Ereigniß" wie das andere, und die Zeitung meldet unparteiisch die beiden urbi et orbi.

Am ersten berühren sich die feindlichen Pole noch auf dem Rennplatz, und auch ein bischen Halbwelt wagt sich da hervor. Ein paar Damen der Welt, in der man sich streng genommen noch viel mehr langweilt als an den Stätten der Moral, sind da im Schwarm der Aristokratinnen und Offiziersgattinnen zu sehen, und suchen, ungeschickt genug, ihre Pariser Vorbilder zu copiren.

Aber dafür fehlt wieder völlig die geistige Würze des tout Berlin. Fast nie habe ich auf dem Rennplatz — außer ein, zwei Collegen, die als frühere Offiziere die sportliche Neugier hinaustrieb — irgend einen unserer Künstler, unserer Dichter oder gar unserer Gelehrten da draußen gesehen. Das bunte, zwanglose Treiben des Turfs, die abenteuerliche Mischung aller Stände, die Skala der Leidenschaften — Hoffnung, Freude und Enttäuschung, Zorn und Wagemuth, — die sich ganz naiv auf hunderten und tausenden der verschiedensten Menschengesichter abspiegelt, diese wahre Fundgrube für Maler und Seelenforscher, bleibt so gut wie unausgenützt: auch eines der vielen Räthsel unseres „Realismus."

Also eine Thatsache ist es: Man sieht tout Berlin nie ganz beisammen, auch wo es am weltstädtischsten hergeht. Irgend ein mehr oder minder großer Bruchtheil fehlt immer.

Vielleicht muß das so sein. Vielleicht ist es physisch unmöglich für den Einzelnen, das alles mitzumachen. Vom November bis März müßte er sich in Stücke reißen, um allem gerecht zu werden. Den Vormittag müßte er seiner Correspondenz, der Annahme und Absage zahlloser „Löffeln Suppe" und „tanzender Thees" widmen. Um 1 Uhr begänne dann ein hastiges Visitenkartenabladen von Straße zu Straße in Berlin W. — dann eine interessante Sitzung im Reichstag, eine eilige Fahrt nach Hause, um den Gehrock mit dem Frack zu vertauschen und rechtzeitig zum Diner bei dem Commerzienrath zu erscheinen. Von dort in die Premiere . . nach der Premiere auf ein, zwei Bälle — nach einigen Wochen wäre der Mann todt und tout Berlin um ein eifriges Mitglied ärmer . . . .

Wie erwirbt man aber diese Mitgliedschaft? Nach dem Gesagten könnte sich ja ein jeder Angehörige der höhern Stände, der in Berlin Muße und Kleingeld besitzt, dazu rechnen? Doch nicht. Er muß erst in der richtigen „Verfassung" sein. Wer sich inmitten von tout Berlin unbehaglich fühlt, gehört noch nicht dazu. Und das ist eben das Schicksal der Meisten. Sie begreifen nicht, wie man eine Viertelstunde nach Fallen des Vorhangs noch zischen und klatschen kann, um das Loos eines Theaterstückes zu entscheiden, wie man zu toben und zu jubeln vermag, weil „Meistersinger" doch noch im „Finish" mit dem kürzesten aller Köpfe als erster durchs Ziel geht, wie man, mit einem Worte, alles Wichtige so nichtig und alles Nichtige so ernst wie möglich nimmt. Das aber ist gerade das eigentlichste Wesen dieser Welt, das ist die Blasirtheit, die den wahren Salon von Berlin W. vor vielen Räumen dicht daneben unterscheidet, in denen auch gegessen und getrunken, medisirt und geflirtet wird. Man hat zuviel gesehen und erlebt . . . zuviel und eigentlich doch immer dasselbe. Man hat gefunden, daß es nichts Großes und nichts Kleines giebt, sondern nur Augen, die die Dinge groß oder klein anschauen, — und daß die „Sensation", der kühle Nervenkitzel, doch das beste bleibt, nachdem sich einmal, wie der Blüthenstaub von Schmetterlingsflügeln die Naivetät des Empfindens und Genießens rettungslos verflüchtigt hat. . . .

Tout Berlin . . . . es giebt keinen rechten deutschen Ausdruck dafür . . . Ganz Berlin ist etwas weit anderes. Das sind die Massen, die Sonntag Nachmittag nach dem Grunewald drängen und am Abend von Kaisersgeburtstag staunen, durch die lichtüberflutheten Linden dahinwandern.

Dann schreibt wohl der Lokalreporter: Ganz Berlin war an diesem Festtag auf den Beinen!" — und er vergißt nur hinzuzufügen, daß es das auch an Wochen- und Arbeitstagen ist! Dort oben im Norden und Osten der Weltstadt ringt und kämpft es Woche um Woche hunderttausend- und millionenfach um das einzige Ziel: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" — während tout Berlin lacht und gähnt und genießt. Hier die dunkle, wesenlose Masse, dort das blasirte Sonntagskind — und zwischen ihnen eine unüberbrückbare Kluft, aus der dumpf das ewige Donnergrollen des Hasses der Enterbten tönt.

„Keine Stelle frei!"

Künstlerskizze von J. Haydn.

[Nachdruck verboten.]

Mit stark geröthetem Gesicht, mit dem strengen Zug um den vollen Mund, die wasserblauen Augen, von denen das linke meistens nur halb geöffnet war, scharf auf einen schmächtigen jungen Mann gerichtet, so stand er da, der hochfahrende, engherzige Fürstbischof Hieronymus von Salzburg, der Peiniger des unsterblichen Mozart.

Es war an einem herrlichen Septembertage des Jahres 1777, an welchem Wolfgang Amadeus Mozart vor seinem fürstlichen Gebieter erschienen war, um sich einen längeren Urlaub zu erbitten. Es drängte ihn aus der unleidlichen Stellung, in die er schon in frühster Jugend durch das Dienstverhältniß seines Vaters zu dem fürstbischöflichen Orchester gekommen war, denn immer schwerer drückte ihn das Mißgeschick, unter die Botmäßigkeit eines Herrn gekommen zu sein, „bei dem der Mensch erst mit dem Baron anfing."

Dieser Hieronymus Graf von Colloredo wußte das künstlerische Kleinod von seltenem Werthe, das sich unter seinen „Bedienten" befand, nicht zu würdigen. Schwer litten Vater und Sohn Mozart unter seiner verächtlichen Behandlung, und es ist wahrlich ein Wunder, daß des Sohnes hoher Genius in dieser niederdrückenden Lage nicht verkümmerte, daß er mit seiner monatlichen Besoldung von 12 Gulden 30 Kreuzer nicht zu Grunde ging.

Und was Wolfgang Amadeus Alles für diese jämmerliche Bezahlung leisten mußte!

Nicht allein als Orchestermitglied und Kammervirtuos mußte er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Stelle sein, sondern er hatte auch noch für alle möglichen Festlichkeiten unzählige Compositionen zu liefern, für die er niemals einen rothen Heller erhielt, aber meistens den verächtlichsten Tadel erfuhr! — — —

„Also fort will Er, Bursch?" schrie ihn der Fürstbischof an, indem er zornig auf Mozart zuging.

„Zu Befehl hochfürstlich Gnaden!"

„Nun, und wann will Er denn gehen?"

„Sobald mich Ew. hochfürstliche Gnaden entlassen, denn mich drängt's in die Welt hinaus, wo ich mich regen kann!" sagte der junge Künstler begeistert und flammende Röthe übergoß sein schmales Gesicht.

„Er Fex! Er Bettelmusikant!" spottete Hieronymus. „Er will sich regen? Er, der nichts richtiges gelernt hat! So geh' Er doch erst nach Neapel in's Conservatorium!"*)

Mozart fühlte, wie sein Blut zum Herzen drängte, doch er beherrschte sich als er antwortete:

„Ew. hochfürstliche Gnaden vergessen, daß ich schon dreimal in Italien war, und in keinem Lande so anerkannt wurde, als gerade in Italien. Ich bin ein Künstler — — —"

„Was, ein Künstler?" spottete der Fürstbischof. „Der Hochmuthsteufel steckt in Ihm, ich werde ihn aber heraustreiben! Ein Fex ist Er, ein Opernschmierer, ein Bettelmusikant! Geh' Er nur und such Er sich eine Stelle! Er kommt ja doch wieder zu mir, denn Er findet keine, Er Fex!" — — —

Vor Empörung am ganzen Leibe zitternd wollte der Gepeinigte in der ersten Aufwallung dem Fürstbischofe seine Anstellung vor die Füße werfen, allein was würde dann aus seinem armen Vater werden? Das Herz, das stets so warm und treu für die Seinen schlug, es regte sich, es gab ihm seine Selbstbeherrschung wieder, und er schwieg. —

Aber der Entschluß, seine Ketten, sobald er anderswo eine Stelle fände, zu sprengen, stand nun fest bei ihm. Selbst sein besorgter Vater, der ihn immer wieder überredete, des lieben Brodes wegen auszuharren, konnte ihm diesen Gedanken nicht mehr nehmen.

„Fort, fort von hier!" stöhnte Wolfgang Amadeus, als er halb ohnmächtig vor Scham und Zorn zu Hause angelangt war, und indem heiße Thränen über sein Gesicht rannen, erzählte er von der Schmach, die man ihm angethan.

„Siehst Wolferl!" tröstete ihn der Vater, indem er seine bleichen Wangen streichelte, „das ist's, was mir noch das Herz abdruckt, daß man Dir, einem 21jährigen Menschen, der wohl an Gemüth und an Gestalt noch kindlich, aber in Allem was seine Kunst anbelangt, vollgereift ist, so niederträchtig begegnet! Meinst vielleicht, der Fürstbischof weiß nicht, daß Du Dir schon einen Namen gemacht hast? Berechnung ist's von ihm! Er hat Angst, daß Du zu große Ansprüche machst!"

„Aber Vaterl", rief Mozart, „ich werd' doch mit meinem Können noch eine mir angemessene Stellung finden?"

„Ich wünsch' Dir's von Herzen", entgegnete der alte Mozart, „aber es ist halt schwer! Du wirst schon noch einseh'n, daß ein junger Mann, selbst wenn er über alle großen Meister hinwegsähe, sich doch nicht so schnell, wie Du glaubst, Beachtung und Achtung verschaffen kann! Dazu braucht's gewisser Jahre!"

„Du weißt doch Vater", gab Wolfgang Amadeus zurück, „daß ich vor fast allen Großen der Welt Anerkennung gefunden habe."

„Larifari Wolferl! Was hat's uns denn eingetragen? Mit schönen Worten und Bravissimo und Händeklatschen kann man weder Postmeister noch Wirthe bezahlen! Eine gute sichere Anstellung ist und bleibt die Hauptsache!"

„Und deßhalb Vaterl, muß geschieden sein! Gieb Acht, in München blüht mir eine gute Stelle als Capellmeister und Hofcompositeur! Später kommst Du mit der Mutter und dem Nannerl nach! Das wird's lustig werden!" jubelte der frohsinnige, schon wieder getröstete Mozart in jugendlichem Uebermuthe.

*) Eigene Worte des Fürstbischofs.

„Bau' nur nit zu viel auf Menschenhülf!" mahnte der Vater, „hast denn schon vergessen, wie viel schöne Versprechen und Maulmacherei man Dir schon vorgemacht hat? Halt' Dich nur an dem lieben Gott!" —

Als bald darauf der junge Mozart in Begleitung seiner Mutter in die Ferne zog, da muß der Abschied ein herzzerreißender gewesen sein, denn das Nannerl wurde vor lauter Weinen über die Trennung von ihrem einzigen Bruder krank, und den Vater trugen vor Aufregung kaum die Füße mehr. —

Nach München, an den Hof des gutmüthigen, trotz seiner Sparsamkeit kunstfördernden Kurfürsten Maximilian III zog es Mozart hin, dort hoffte er seine hohen Pläne, eine volksthümliche deutsche Oper zu gründen, verwirklichen zu können!

An einem sonnigen Herbsttage kam er in der bayerischen Residenz an.

Bei dem damals stadtbekannten, „gelehrten Wirth" Albert zum „schwarzen Adler"*) in der Kaufingergasse stieg er ab.

Zwei Jahre früher als seine Oper „la finta giardiniera" 1775 in München aufgeführt wurde, hatte Mozart schon in diesem Gasthofe gewohnt. Damals als ihn der Hof und das Publikum so gefeiert hatte!

Und erst jetzt!

War er doch in seiner Kunst noch weiter fortgeschritten, gab es doch keine Gattung der Musik, in welcher er sich nicht als Meister gezeigt hätte!

Sein Mufti! so nannte er seinen Fürstbischof, sollte nicht Recht haben! Hier in München werde er gewiß eine Stelle finden!

Dem Theaterintendanten Graf Sorau galt Mozarts erster Besuch, dann eilte er zu seinem Gönner, dem Bischof von Chiemsee.

Mit offenen Armen empfing man ihn.

Man hatte ja schon von dem Ruhme des cavaliere filarmonico gehört, man wußte, daß ihn der Papst zum Ritter des goldenen Sporn's gemacht hatte.

Dennoch zweifelten Beide an einem Erfolg, da die Kabalen der Gegner Mozart's am Hofe nicht ohne Einfluß geblieben waren, so daß selbst die Kurfürstin wegen seiner Anstellung, für die der Bischof von Chiemsee schon seit Jahr und Tag arbeitete, die Achseln gezuckt hatte.

Trotzdem rieth man ihm, beim Kurfürsten um eine Audienz zu bitten, um freimüthig sein Anliegen vorzutragen.

An dem hierzu bestimmten Tage fuhr Mozart an der Seite des Grafen Sorau durch die schattige Landstraße, die nach dem schönen Lustschlosse Nymphenburg führt, wo der Hof während der milderen Jahreszeit residirte.

Ein tiefer Ernst lag auf dem sonst so lebensfrohen Ausdruck seines Gesichtes!

Hing doch seine Zukunft von der nächsten Stunde ab.

In banger Ahnung schlugen immer wieder die Worte seines Peinigers an sein Ohr:

„Sieh Er sich doch um eine Stelle um! Aber Er findet keine!"

Und dann?!

Dann mußte er wieder in die alten Sclavenketten zurück. — In solche Gedanken versunken stand Mozart im Vorzimmer der kurfürstlichen Gemächer.

Er schrak ordentlich zusammen, als der Kammerlakai seinen Namen rief.

Hochklopfenden Herzens trat er über die Schwelle. Nun stand der kleine, unscheinbare Wolfgang Amadeus Mozart vor dem stattlichen wohlgenährten Kurfürsten von Bayern.

Ein Fürst im Reiche der Tonkunst, — einem Fürsten dieser Welt gegenüber!

Wohlwollend blickte Maximilian auf des Künstlers geistvolles Gesicht, das mit den schönen graublauen Augen, der kräftigen Nase, dem feingeschnittenen Mund und dem allerliebsten Grübchen im Kinn, den Stempel der hellen Lebensfreude, aber auch der Thatkraft trug. Nur die allzureiche Fülle des blonden, heute gepuderten Haares, ließ seinen Kopf, gegen die Zierlichkeit der Gestalt, zu groß erscheinen. Die Anmuth und Würde seiner Haltung gaben dem Künstler ein vornehmes Aussehen, das noch durch den violetten Sammtrock, die weißen Seidenstrümpfe, Jabots, Tressenhut und Degen gehoben wurde.

„Mozart!" redete ihn der Kurfürst in seiner kurzen Art zu sprechen an.

„Wolfgang Amadeus Mozart, fürst-salzburgischer Concertmeister!" stellte sich mit einer tiefen Verbeugung der Tondichter vor, und Muth fassend, setzte er hinzu:

„Erlaubt sich Ew. kurfürstlichen Durchlaucht seine Dienste zu Füßen zu legen!"

„Was?" frug Maximilian erstaunt. „Also fort von Salzburg?"

„Jawohl, Ew. kurfürstliche Durchlaucht!"

„Habt's Euch zerkriegt?" rief im bayerischen Dialect der Fürst, auf das ihm bekannte Verhältniß des Erzbischofs und Mozarts anspielend.

Eine Pause trat ein.

Mozart wollte sein Herz eröffnen, — allein würde er Theilnahme finden? —

Und so antwortete er in edler Selbstverleugnung:

„Ich habe bei Sr. hochfürstlichen Gnaden um Urlaub gebeten, der mir nach großem Kampfe ertheilt wurde!"

„Aber warum denn?" frug der Kurfürst, eine ordentliche Prise aus seiner mit Diamanten besetzten Dose nehmend, „ich mein doch, es wär' in Salzburg auch zum Aushalten!"

Wieder zögerte Mozart mit der Antwort, er glaubte, daß jetzt der Moment gekommen sei, sein Anliegen vorzutragen, er suchte nach dem richtigen Worte:

„Salzburg bietet mir nicht den geeigneten Wirkungskreis churfürstliche Durchlaucht" — stotterte er, „da wäre München" — —

Der Kurfürst unterbrach ihn.

„Für München ist Er noch zu jung, dann ist auch keine Stelle frei!"

Wie ein Strahl eiskalten Wasser's wirkten diese Worte auf Mozart.

„Ich bitt' gehorsamst Ew. kurfürstliche Durchlaucht, eine bescheidene Stelle für mich zu schaffen!" bat er, „ich würde München gewiß Ehre machen!"

„Sehr schön von Ihm, aber mit der Stelle geht's nit so leicht, wie Er denkt!"

„Ich bitt' Ew. kurfürstliche Durchlaucht" — wollte Mozart wieder beginnen, als Serenissimus ungeduldig rief:

„Später, später, mein lieber Mozart will ich etwas für Ihn thun, — aber jetzt ist halt keine Stelle frei!" und mit einer gnädigen Handbewegung ward der aus all seinen Himmeln gefallene Künstler entlassen. —

*) Später Hotel Detzer.

Keine Stelle frei!!

Es war ein herbes Wort, aber seine Frohnatur, die gewaltige Thatkraft seines Genie's siegte, wie so oft schon, auch dieses Mal über die Jämmerlichkeiten des Lebens und wohlgemuth lenkte er seine Schritte gegen Mannheim, an den Hof des kunstsinnigen Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz.

Aber, als sollte Mozart's Genius nicht am Irdischen haften bleiben, scholl es ihm auch hier entgegen: „Keine Stelle frei!"

Und dieses Mißgeschick verfolgte ihn sein ganzes kurzes Leben.

Nirgends war für diesen gottbegnadeten Menschen eine Stelle frei!

Wieder mußte er unter das Joch des Fürstbischofs Hieronymus von Salzburg, das er erst 1781 nach einem noch entsetzlicheren Auftritte und als es ihm dort ganz unerträglich geworden war, für immer sprengte.

Ja, als er in Wien 1791 seine lebensmüden Augen für immer schloß, hatte man für ihn noch immer keine eigene Stelle frei, denn da man nur 60 Gulden in seinem Nachlasse vorfand, wurde seine irdische Hülle in einem Massengrabe bestattet.

Eine Stelle aber hat sich dieser Tonheros dennoch für ewig gesichert, — jene im Tempel der Unsterblichkeit, — denn so lange es Menschen geben wird, die sich für das Schöne und Edle begeistern können, wird in ihren Herzen eine Stelle frei sein für ihren Liebling:

Wolfgang Amadeus Mozart.

Danziger Lokal-Zeitung.

Danzig, 30. November.

* **Westpreußische Industrie in Kleinasien.** Die Lage im Osmanenreiche scheint keineswegs so trostlos und düster zu sein, wie man nach den Zeitungsberichten glauben möchte. Es liegen dem „Kon. Tgbl." eine Reihe von der **Czersker Goldleistenfabrik Reder u. Co.** in Czersk zur Verfügung gestellter Correspondenzen von Geschäftsfreunden in den verschiedensten Handelsplätzen sowohl auf dem türkisch-europäischen Festlande wie aus Kleinasien selbst (Smyrna, Damaskus 2c.) vor, denen zufolge der Handelsverkehr sich in ruhigen Bahnen abwickelt, das sicherste Zeichen der Ordnung im Lande. Die Firma, die einen nicht unbedeutenden Versand nach dem Orient unterhält, hatte in Folge der alarmirenden Nachrichten über die Metzeleien und Gräuelscenen schon in Erwägung gezogen, den Versand einzustellen und ihre Reisenden zurückzurufen. Die von ihr zuvor eingeforderten ausführlichen Berichte beschwichtigten indeß ihre Bedenken, zum nicht geringen Erstaunen lauteten dieselben übereinstimmend dahin, daß von Unruhen keine Spur, daß durchaus nichts zu befürchten sei und daß im Gegentheil Handel und Wandel blühe wie vorher. Die Briefe jüngsten Datums aus den bedrohten Gegenden enthalten nicht allein neue Bestellungen, sondern reclamiren auch frühere Ordres aufs energischste. Auch die Zahlungen erfolgen, wie aus den Briefen hervorgeht, nach wie vor in promptester Weise. Wenn auch die in Rede stehenden Handelsplätze nicht im Centrum der Aufruhrgebiete (Armenien) gelegen sind, so bieten die Berichte dennoch ein beruhigendes Bild der Lage. Aus Smyrna liegt eine Depesche eines Geschäftsfreundes der Czersker Goldleistenfabrik vor mit dem Datum vom 26. November d. J., in welcher es heißt: „Unbesorgt! Expedirt schnell möglichst!"

* * *

* **Bildungs-Verein.** Am Sonnabend, 4. Januar, wird der hiesige Bildungs-Verein, der zu Anfang des Jahres 1871 aus drei hier bestehenden Vereinen zusammentrat, sein 25jähriges Bestehen feiern. — Am Montag, 12. Januar, wird dann der Verein aus Anlaß des 150. Geburtstages Pestalozzis eine Pestalozzi-Jubiläumsfeier veranstalten. Den Festvortrag für diesen Abend hat Herr Dr. Posner übernommen.

* * *

* **Neue Radfahrerordnung.** Der Herr Regierungs-Präsident hat unterm 22. d. M. eine für den ganzen hiesigen Regierungsbezirk giltige Radfahrerordnung erlassen, welche am 1. Januar 1896 in Kraft tritt. Die bemerkenswertheste Bestimmung dieser neuen Verordnung besteht darin, daß die Fahrkarten und Nummerschilder immer nur für das Kalenderjahr Giltigkeit haben und daher für jedes Jahr neu beschafft werden müssen, falls die Prolongation der bisherigen Karten nicht rechtzeitig, d. h. in der Zeit vom 15. November bis 31. Dezember j. Js., erfolgt ist. Nach Beginn des neuen Kalenderjahres hat der Radfahrer auf Prolongation bezw. Wiederertheilung seiner bisherigen Nummer keinen Anspruch mehr; jedoch erfolgt diese Prolongation auch dann noch, falls die betreffende Nummer noch nicht anderweit vergeben ist. Durch die Prolongation erwachsen — abgesehen von der erstmaligen Uebergabe — später keine weiteren Kosten. Ist jedoch die Prolongation nicht rechtzeitig erfolgt und muß wegen inzwischen erfolgter anderweitiger Vergebung der Nummer die Ausstellung einer neuen Fahrkarte und eines neuen Nummerschildes geschehen, so sind die hierdurch entstehenden Kosten zu bezahlen. Im übrigen sind die Bestimmungen der neuen Verordnung mit denen der bisherigen, denselben Gegenstand betreffenden Verordnungen ziemlich gleichlautend. Als abweichend dagegen sind folgende Vorschriften hervorzuheben: Die Fahrräder dürfen an andere Personen leihweise zur Benutzung überlassen werden, jedoch hat in diesem Falle der Verleiher dem Leihenden eine mit seiner Unterschrift versehene Bescheinigung über diese Erlaubniß zur Benutzung des Fahrrades auszustellen. Diese Bescheinigung hat der Leihende während der Fahrt bei sich zu führen. Wird das Fahrrad von einem gewerbsmäßigen Verleiher geliehen, so hat der Letztere den Fall in ein vorgeschriebenes Verzeichniß einzutragen, während sich alsdann der Leihende im Besitze einer eigenen, auf seinen Namen lautenden Fahrkarte befinden muß. Auf den Seitenscheiben der Laterne muß die Zahl des Nummerschildes in deutlichen mindestens 3,3 Zentimeter hohen Ziffern angebracht sein. Das Nummerschild muß vorn an der Lenkstange in der Fahrrichtung derartig befestigt sein, daß die Zahl von jeder Seite deutlich sichtbar ist. Das Nebeneinanderfahren zweier Fahrräder ist gestattet, soweit dies nicht innerhalb der Ortschaften seitens der Ortspolizeibehörde ausdrücklich verboten ist. Die Fahrräder müssen in den Monaten November bis Januar von 6 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens, im Februar und Oktober von 7 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens, im Juni und Juli von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens und in den übrigen Monaten von 8 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens mit einer hellbrenenden Laterne versehen sein, welche das Licht unbehindert nach vorne fallen läßt.

Verantwortlicher Redacteur Georg Sander in Danzig
Druck und Verlag von H. L. Alexander in Danzig.